Dem braven und fleißigen Schüler
der II. Lateinklasse

Georg Allescher

von

seinem Religionslehrer

Passau 4. Aug. 1876

F. X. Knabenbauer


Gebr. C. u. N. Benziger
in Einsiedeln.

Das Leben des hl. Vaters

Papst Pius IX.

Ein Volksbuch

von

Joseph Blum,

Ritter des Gregoriusordens,

Herausgeber der „Zeit, hist. pol. Wochenschr.“ [illegible]

Zweite Auflage.

Philadelphia, New-York, Cincinnati und St. Louis. [illegible]

Druck und Verlag

von Gebr. Carl und Nicolaus Benziger,

Typographen des hl. Apostol. Stuhles.


Pius IX

Das Leben des hl. Vaters

Papst Pius IX.

Ein Volksbuch

von

Joseph Blum,

Ritter des Gregoriusordens,
Herausgeber der „Zeit, hist. pol. Blätter“ in Wien.

Zweite Auflage.



Einsiedeln, New-York, Cincinnati und St. Louis, 1876.
Druck und Verlag
von Gebr. Carl und Nicolaus Benziger,
Typographen des hl. Apostol. Stuhles.

Erstes Kapitel.

Kinderjahre eines Auserwählten.

In Sinigaglia, dem altberühmten Hafenorte, lebte Ende des vorigen Jahrhunderts Graf Hieronymus Mastai-Ferretti und seine fromme Gattin Katharina, geb. Solazzi. Beide, Sprossen edler Familien, die ihrem Vaterlande im Laufe der Jahrhunderte wichtige Dienste geleistet und daher landauf landab in hoher Achtung standen, zeichneten sich durch eine ungeschminkte Frömmigkeit, nüchternen Sinn, edle Häuslichkeit und thatkräftige Nächstenliebe aus. Graf Hieronymus, gleich seinen Vätern mit der in der Familie fast erblich gewordenen Würde des Bürgermeisters der Stadt betraut, stammte aus der venetianischen Stadt Crema. Seine Vorfahren waren am Ende des 14. Jahrhunderts nach Sinigaglia übergesiedelt und erhielten für ihre wichtigen Dienste den Grafentitel; später fügten sie in Folge Verbindung mit dem letzten weiblichen Nachkommen der Familie Ferretti, die keinen männlichen Sprossen mehr hatte, deren Namen zu dem ihrigen. Der Familie schenkte Gott vier Söhne und eben so viele Töchter; der jüngste der Söhne, welcher in der hl. Taufe den Namen

Giovanni (Johann) Maria erhielt, unser gegenwärtiger, glorreich regierender Papst Pius IX., erblickte am 13. Mai 1792 das Licht der Welt.

Es war eine schlimme Zeit, in welcher dieser seine seligen Kinderjahre verlebte, traurig namentlich für die Kirche. Der Gesalbte Gottes, Papst Pius VI., war in der Verbannung, fern von der Stadt, die die Nachfolger der Apostel, das Martyrthum so vieler Tausende Bekenner des Gekreuzigten und eine großartige Geschichte zum Mittelpunkte der Welt gemacht. In Valence, dem Orte seiner Gefangenschaft, wohin ihn die Machthaber der französischen Republik geschleppt hatten, erlöste ihn der Tod, im Alter von 81 Jahren, von seinen Leiden. Welchen Eindruck mag auf den kleinen Knaben das Schicksal dieses edlen Dulders gemacht haben, der lieber Verbannung dulden, mit Freuden eher das Blutgerüste besteigen, als eine Creatur jener Wahnsinnigen werden wollte, die, nachdem sie alles Heilige mit Füßen getreten, Gott den Herrn entthronten und ein unsittliches Weib dem Volke zur Anbetung aufdrängten! Wie mag seine zarte, an die Liebe Christi und seiner jungfräulichen Mutter gewöhnte Seele geschaudert haben, als die fromme Mutter dem aufhorchenden Knäblein von all den Gräuelthaten erzählte, welche die französischen Wütheriche sich zu Schulden kommen ließen! Und wie äußerte sich dann dieses Bangen und Schaudern? In kleinmüthigem Verzagen, wie gewöhnlich bei Kindern, denen traurige Mähr erzählt wird? Nein, die Seele des kleinen Knaben, den der Herr zum Regenten seiner Kirche in einer ihrer schwierigsten Epochen bestimmt, ward durch das hereingebrochene Unglück früh gestählt, und im Gebete suchte er Erleichterung. Es wird erzählt, Gräfin Katharina, die, wie die meisten frommen italienischen Mütter, bei ihren Kindern den ganzen Tag bis zu dem Entschlummern verweilte, habe eines Abends zu ihrem Knaben gesagt, er müsse jetzt mit besonderer Inbrunst beten; denn man habe sich des Papstes bemächtigt und ihn von Rom weg in ein fernes Land geführt. Der kleine Johannes betete innig, wie noch nie, sann dann eine Weile nach und frug endlich mit Zähren in den Augen seine fromme Mutter: „Aber Mama, wie kann der

liebe Gott zugeben, daß der Papst, der Stellvertreter seines Sohnes Jesu Christi, also von Unglück heimgesucht werde? Wie kann Er gestatten, daß man ihn, welcher, wie du sagst, so gut ist, wie einen Uebelthäter in die Gefangenschaft schleppe?"

„Mein Kind," erwiederte die Gräfin, „gerade weil der Papst der Stellvertreter Christi ist, gestattet Gott, daß also an ihm gehandelt werde. Erinnerst du dich nicht, was ich dir von der Geschichte des Erlösers erzählt habe: wie der göttliche Heiland, welcher die Liebe selbst war, dennoch Feinde hatte, wie diese Feinde sich seiner bemächtigten, wie sie die schrecklichsten Martern ihn dulden ließen, und zuletzt ihn an's Kreuz schlugen? Und siehst du, liebes Kind, Gott hat es so gewollt, daß die Päpste die Nachbilder des leidenden Christus waren; Er gibt es auch zu in Bezug auf den hl. Vater Pius' VI."

„Aber dann, Mama," entgegnete der Knabe, „sind jene Menschen, welche so grausam den heiligen Vater behandeln, Bösewichte, nicht wahr? Und man muß Gott bitten, sie zu strafen?"

„Liebes Kind," antwortete die Mutter, „man muß Gott nie bitten, irgend wen zu strafen! Erinnere dich, was Jesus Christus selbst noch am Kreuze that! Er betete für seine Feinde, Er bat Gott, Erbarmen mit ihnen zu haben und ihr böses Herz zum Guten zu lenken. Dies thut, ich bin dessen gewiß, in diesem Augenblicke auch Pius VI.; wir müssen unser Gebet mit dem seinen vereinen und Gott bitten, alle jene Gottlosen zu erleuchten, welche Hand an den hl. Vater legten." Und der junge Mastai warf sich auf die Kniee und wiederholte das Vaterunser auch für die Feinde Pius' VI.

Und so betete der Knabe, der nun sieben Jahre alt war, jeden Abend für den Verfolgten und die Verfolger.

Diese Art, an den Feind zu denken, hat der Jüngling behalten, wahrte sich der Mann, übt der Greis noch stündlich.

Sie blieb ihm als edler Erbtheil seiner Mutter, die ihn der hehren Gottesmutter geweiht und unablässig bemüht war, ihr jüngstes Söhnchen in allen christlichen Tugenden zu üben.

So lehrte sie ihn auch den Dürftigen thatkräftig beizustehen, so ward neben dem Gebete für Unglückliche und Schuldige Wohl-

thätigkeit gegen die Armen seine liebste Beschäftigung. Wenn der engelsmilde Knabe einen Armen sah, ließ er Kameraden und Spiel im Stich und bat Mama so innig um Geld, daß sie freudig den Kleinen mit Münze versah. Dieser überreichte seine Gabe eiligst dem Dürftigen und lief, ohne Dank zu heischen, wieder weg.

Wohl manche Freudenthräne mag Gräfin Katharina vergossen haben, wenn sie sah, wie ihr Jüngstes und Liebstes, ihr Benjamin, schon so frühe Beweise eines edlen christlichen Gemüthes gab; wohl oft wird sie für sein Wohl ein heimliches Gebet an den Herrn der Welten gerichtet haben, daß Er ihr Kind unter seinen besondern Schutz nehme und von ihm alle geistigen und leiblichen Fährlichkeiten wehre.

Und Gott erhörte ihr Flehen. Maria legte Fürbitte für den ihr Geweihten ein, und mehr als einmal entging Mastai Gefahren, die ohne besondern göttlichen Schutz unbedingt todbringend waren. Vornehmlich war dies zweimal der Fall. Den einen der beiden Fälle wollen wir hier erzählen.

Die Eltern Giovanni's begaben sich mit Familie während des Hochsommers 1797 auf's Land, ungefähr acht Meilen von Sinigaglia. Den Kleinen zog es hinaus in Gottes Natur, die unter Italiens azurnem Himmel, in der lebhaften Farbenpracht der Pflanzen noch sprechender wie im Norden Gottes Herrlichkeit verkündet. So streifte er auch eines Tages, von einem Bedienten, Domenico Guido, begleitet, mit sorglosem Sinn umher, und ergötzte sich am Haschen glänzender Schmetterlinge. Ein lockerer Falter führte ihn an den Rand eines tiefen mit Wasser gefüllten Weihers. Der Kleine wird durch die ihr Spiel treibenden Fischlein angezogen, er klatscht, erfreut durch die buntfarbigen stummen Bewohner des Wassers, in die Hände, will sie nach Kindesart erhaschen, rutscht dabei ab, stürzt in den Weiher und ist nahe daran zu versinken. Ohne Gottes ausgesprochenen Schutz mußte der Knabe eine Beute des Todes werden. Doch jene Hilfe ward ihm in wirksamer Weise. — Der Diener Guido, erschreckt durch den Hilferuf Giovanni's, eilt herbei und zieht den Kleinen glücklich aus dem Wasser.

Man kann sich die Freude der Eltern denken, als ihr Liebling, der Todesgefahr entronnen, ihnen wieder gegeben wurde. Sie verzichteten darauf, den unsorgsamen Diener, welcher den seiner Obhut anvertrauten Knaben nicht hätte aus den Augen lassen dürfen, nach Gebühr zu rügen. Ja, als aus dem kleinen Johannes der Vater der Christenheit geworden war, lohnte Pius IX. den Guido, der sich am 28. Oktober 1847 dem heiligen Vater in Rom vorstellte, dadurch, daß er ihm ein reiches Monatsgehalt gab, seiner Tochter eine auskömmliche Mitgift bestimmte und den beglückten Alten wohlempfohlen zur gräflichen Familie nach Sinigaglia schickte.

Der soeben erzählte Vorfall ging leider nicht spurlos an dem kleinen Giovanni vorüber, er behielt davon ein blasses Aussehen, kränkelte fortwährend, ja die Aerzte behaupteten, daß ein später ausgebrochenes Leiden durch denselben verursacht worden sei.

Zweites Kapitel.

Die Schule. Der Finger Gottes.

So verflossen die ersten zehn Lebensjahre unseres Giovanni im Hause seiner Eltern. Unter Beider Leitung entwickelte sich in ihm jener Gegensatz, den wir noch im Greise stündlich bewundern müssen. Eine unendliche Weichheit des Gemüthes, welche den Mann das zarteste Leid Anderer tief empfinden läßt, und die Kraft der Seele, welche ihn gegen das härteste Ungemach stählt. Die Elemente des Wissens wird ihm wohl, wie bei den Gewohnheiten des Landes und Standes anzunehmen, ein junger Priester beigebracht haben. Um diese Zeit soll er auch das Fest der ersten hl. Communion gefeiert und fast gleichzeitig oder kurz vorher das hl. Sakrament der Firmung empfangen haben.

Nun ergab sich für die Eltern die Sorge für seine fernere Erziehung. Sie entschlossen sich, nach reiflicher Ueberlegung, ihr Söhnchen dem Collegium der Piaristen zu Volterra zu übergeben, welches im Rufe stand, seine Zöglinge nicht bloß mit dem nöthigen Wissen zu versehen, sondern auch sie zu ganzen Christen und tüchtigen Menschen auszubilden. Bei der Gräfin sprach zu Gunsten der Schule und ihrer Leiter auch der Umstand, daß jene durch ihren Gründer, den hl. Joseph Calasanza, der Mutter Gottes gewidmet worden war. Dort, in der Mitte der frommen Väter, konnte sie hoffen, ihr Lieblingskind in der Verehrung Maria's heranreifen zu sehen. So brachte denn Graf Hieronymus den kleinen Giovanni im Jahre 1802 nach Volterra, wo er 6 Jahre verblieb. Hier lernte er neben Religion und den klassischen Sprachen die Wissenschaften, welche man in Deutschland in den sogenannten Gymnasien sich anzueignen pflegt. Es gelang ihm bald durch

sein bescheidenes Auftreten, seine kindliche Frömmigkeit, seinen Schatz reicher Geistesgaben, durch stille Zurückhaltung und eisernen Fleiß die Liebe seiner Lehrer und Zuneigung seiner Mitschüler sich zu gewinnen. Seine geistlichen Lehrer schätzten in ihm den mit allen christlichen Tugenden ausgestatteten Jüngling, den auf der Bahn der Frömmigkeit emporstrebenden jugendlichen Geist. Einer seiner Lehrer sagt von ihm, daß er „stets begabt gewesen mit großem und glänzendem Talent, besonders mit einer engelreinen Seele, und daß er, in keiner Wissenschaft der Zeit fremd, in Allem sich auszeichnete.“ Dagegen scheint er eine jener Schülerfreundschaften, wie sie das jugendliche Gemüth aus Anlaß des bloßen Zusammenseins so gern eingeht, nicht geschlossen zu haben.

Wie sehr er sich unter seinen Mitschülern durch Fleiß und Begabung hervorgethan, zeigen uns zwei Ereignisse von damals. Als die Königin von Etrurien, Heloise von Bacciocchi, Nichte des Kaisers Napoleon, die Anstalt besuchte, veranstaltete man ihr zu Ehren eine sogenannte „poetische Akademie,“ wobei Gedichte, Gesangstücke und lehrreiche Aufsätze vorgetragen wurden. Mastai wurde zum Präses dieser Akademie ernannt, dadurch also als der Fähigste anerkannt, die Wahl der Vortragsstücke vorzunehmen und die geeigneten Kräfte zu bezeichnen. Ferner wird erzählt, daß ein kaiserlich-französischer Inspektor gelegentlich eines der Schule abgestatteten Besuches geäußert habe, Mastai werde es weit bringen, wenn die Umstände ihm nur einigermaßen günstig sein würden. Der Beamte mag vielleicht an einen Ministerposten oder an eine hohe Offiziersstelle mit buntem Rocke und allerlei Ordensflitter gedacht haben, als er dem Schüler ein gutes Fortkommen prophezeite. Daß derselbe einst den erhabensten Königsstuhl einnehmen, ihn durch seraphische Tugenden verherrlichen werde, ist sicher dem Schulvisitator nicht in den Sinn gekommen.

Erfreute Mastai so seine Eltern durch seine geistigen und leiblichen Fortschritte, so wurden sie nicht wenig betrübt durch die Wahrnehmung, daß er immer leidender wurde und zuletzt gar, nach Ausspruch der Aerzte, in Folge der erzählten Todesgefahr, epileptische Anfälle bekam. Im Jahre 1808 trat die Krankheit

besonders heftig auf, so daß sie Giovanni die Fortsetzung seiner Studien unmöglich zu machen drohte. Den Vater, Graf Hieronymus, namentlich erfüllte sie mit tiefer Traurigkeit; sah er sich doch in seiner Hoffnung, den Sohn als Vertheidiger des Vaterlandes, in den Reihen der Offiziere eine der schönsten Stellen einnehmen zu sehen, arg getäuscht, und mit Bangen dachte er an die leidensvolle Zukunft seines armen Kindes.

Jetzt, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert über jene Vorfälle hinweggegangen, haben wir, die geistigen Kinder Pius' IX., Ursache in jener Heimsuchung deutlicher einen Finger des Weltregierers zu sehen. Der Herr schickte, so scheint es uns, jene Krankheit über den jungen Mastai, um ihn seiner erhabenen Bestimmung zu erhalten, ohne ihm die Erfüllung seiner Kindespflichten schwer zu machen.

Dies ist so zu verstehen. Nach allen Nachrichten, die uns vorliegen, können wir annehmen, daß die Absichten des gräflichen Paares hinsichtlich der Berufswahl ihres Sohnes von einander verschieden waren: der Vater, ein vielleicht zu eifriger Patriot, scheint sich, wie oben angedeutet, mit der Lieblingsidee getragen zu haben, daß sein Giovanni die Soldatenlaufbahn betrete. Die Mutter dagegen wünschte nichts sehnlicher, als daß ihr Marienkind ein Diener Christi, ein Priester werde; sie hoffte, (o süße Hoffnung vieler frommer Mütter!) aus seinen Händen einstens den Leib des Herrn zu empfangen. Als nun jene schreckliche Krankheit sich einstellte, begriff der Vater, daß Giovanni einem Stande nicht gewachsen sein würde, welcher für seine vielfachen Anstrengungen eine eiserne Gesundheit erfordert. Auch mochte er hoffen, daß der weihevolle Beruf des Priesters sein Kind von jenen schweren Leiden wahren werde, und er ließ sich zur Ansicht seiner Gattin bekehren, welche gewiß dem innersten Herzenswunsche Giovanni's entsprach. So war die Krankheit Mastai's eine Zulassung des Herrn, und sie verschwand, sobald jener ganz der Kirche gewidmet war. Wieder ein Zeichen jener wunderbaren Fügungen Gottes, der in seiner Allwissenheit sich solcher Mittel bedient, die wir kurzsichtige Sterbliche nur nach ihrer übeln Seite beurtheilen, während sie zu unserem Besten gereichen.

Bei dem schon früh zum Ausdrucke gelangten entschiedenen Charakter Mastai's, bei seiner außerordentlichen Reife, ist nicht anzunehmen, daß er in Beantwortung der Frage, wohin ihn Gott berufen, auch nur einen Augenblick geschwankt habe. Und wenn er später zur Aufnahme in die Mailänder Nobelgarde sich gemeldet, so wie um eine Stelle in die päpstliche Garde nachgesucht, so geschah es sicherlich nur auf Antrieb seines Vaters, der immer wieder zu seiner ersten Idee zurückkehrte. Er wurde hier und dort nicht aufgenommen; mithin entfällt auch die vornehmlich früher vielfach gehegte Vermuthung, Pius IX. sei in seiner Jugend Offizier gewesen.

Im Frühlinge des Jahres 1809 erhielt Mastai von dem hochwürdigsten Bischof Incontri zu Volterra die erste Tonsur. Er wurde dadurch zum geistlichen Stande eingeweiht, und eilte nunmehr als „Kleriker", nachdem er sich den Sommer über bei seinen Eltern in Sinigaglia aufgehalten, im Oktober nach Rom, um dort seine Studien fortzusetzen. Er wohnte bei seinem Oheim Paulin, welcher Canoniker an Sankt Peter war, und widmete sich mit Eifer jenen Wissenschaften, welche geistliche Würdenträger sich anzueignen berufen sind.

Drittes Kapitel.

Ausblick in eine schwere Zeit. — Mastai in Rom.

Am 16. März 1800 wurde der Cardinal Barnabas Chiaramonti, welcher in dankbarer Erinnerung an seinen Vorgänger den Namen Pius VII. annahm, zum Nachfolger des in Valence verstorbenen Pius VI. gewählt. Die Wahl fand, weil Rom noch von den Franzosen besetzt war, in Venedig statt. Das Gekrächze der Unglücksraben, der letzte Papst sei in dem Dulder von Valence gestorben, ging zunächst nicht in Erfüllung: am 3. Juli 1800 zog der neue Papst unter ungeheurem Jubel der Römer in die ewige Stadt ein, nachdem die Oesterreicher und Neapolitaner die dort hausenden fremden Eindringlinge zu Paaren getrieben hatten. Für die Kirche schien eine Zeit der Ruhe gekommen zu sein. Doch es schien nur so. Napoleon Bonaparte, welcher der Hydra der „großen Revolution" die Köpfe abgeschlagen, die katholische Religion vermittelst des Concordates von 1801 wiederhergestellt und die durch abscheulichen Spektakel entweihten Gotteshäuser dem Dienste Christi zurückgegeben hatte, theilte das Schicksal so vieler Emporkömmlinge: er wurde hochmüthig und stürmte, rücksichtslos das Wohl von Millionen zertretend, vorwärts. Als er vom Papste in Notre Dame zum Kaiser gesalbt wurde, versprach er am Fuße des Altars feierlichst, den Frieden in der Kirche zu erhalten. Doch wenig ernst war es ihm mit dem Gelöbniß gemeint. Dieses selbst legte er, wie zeitgenössische Geschichtsschreiber behaupten, gähnend ab, und bald darauf wagte er an den hl. Vater das Ansinnen zu stellen, daß er von Rom nach Avignon (in Frankreich) übersiedeln und dort residiren möchte. Der hochmüthige Mann gedachte



Ansicht der St. Peterskirche in Rom.

den Papst dann wie einen Unterthanen zu behandeln nnd ihn zum Helfershelfer seiner herrschbegierigen Pläne zu machen. Die Antwort Pius' VII., daß er eher seine Würde niederlegen und die Wahl eines neuen Papstes ermöglichen wolle, so daß er in den Händen Napoleon's nur der Barnabitermönch Chiaramonti verbleiben würde, verblüffte den sieggewohnten Imperator, und er ließ den Papst nach Rom ziehen. Doch nicht lange ruhte der Uebermuth in dem gottvergessenen Eroberer. Er stellte dem Papste immer neue rechtswidrige Ansinnen, u. A., daß er die Ehe seines mit einer amerikanischen Protestantin verheiratheten Bruders Hieronymus für gelöst erklären und die Häfen des Kirchenstaates den englischen Schiffen verschließen, also ohne Grund England den Krieg erklären solle. Der hl. Vater aber sprach stets sein erhabenes: „Ich kann nicht", und so wurde der korsische Emporkömmling immer erbitterter. Es folgte eine Gewaltthat gegen den Papst der andern, die ihren Gipfelpunkt in dem Erlasse vom 17. Mai 1809 und der gewaltsamen Wegführung des Papstes nach Frankreich finden sollten. Durch erstern wurde der Kirchenstaat als mit dem französischen Kaiserreich vereinigt und Rom als französische „Freistadt" erklärt, und am 10. Juni rissen die Schergen Napoleons in Rom überall das päpstliche Wappen herunter und hißten an deren Stelle das französische auf. Als der Papst sodann zur Wahrung seiner Rechte eine Bannbulle wider den Gewalthaber und seine Helfershelfer veröffentlichen ließ, drang General Radet mit Gensdarmen, wie Räuber, in den Quirinal, schleppte den Papst aus dem Bette und ließ ihn nach Grenoble und von dort nach Savona transportiren. Hier blieb der hohe Gefangene drei Jahre, bis er gerade als Napoleon zu dem russischen Winterfeldzuge rüstete, nach Fontainebleau übersiedeln mußte. Rom kostete indeß alle Bitterkeiten der Fremdherrschaft durch: die einstige Hauptstadt der Welt sank zu einer Provinzialstadt herab, die Bevölkerung, früher 153,000 Seelen stark, schwand auf 117,000, das Volk verarmte zusehends.

Doch die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sicher und Niemand „ißt ungestraft vom Papst." Auf den Eisgefilden Rußlands brach die Kraft des französischen Eroberers, und der Brand von Moskau war der Scheiterhaufen, auf welchem die Napoleo-

nische Herrlichkeit zu Staub brannte. Napoleon gab dem Papste die Freiheit und sein Land wieder. Pius VII. zog triumphirend in die ewige Stadt ein, und sein Kerkermeister mußte in demselben Fontainebleau sein eigenes Abdankungsurtheil unterschreiben!



Unter den vielen Personen, welche Pius VII. bei seinem Einzug in Rom begleiteten, befand sich auch unser Giovanni, welcher im Jahre 1810 in Folge der politischen Ereignisse mit seinem Oheim Rom verlassen hatte und nach Sinigaglia zu seinen Eltern zurückgekehrt war. Der Eintritt des Papstes in Rom war von jenen Freudenbezeugungen verherrlicht, wie sie die Römer so ungeschminkt und ungeheuchelt und doch so großartig ihren Fürsten zu bereiten verstehen. Sie waren diesmal geradezu ungetrübt; galten sie doch ihrem aus der Verbannung heimkehrenden Regenten, sollte

doch der äußere Jubel ein Ausdruck sein dafür, daß das römische Volk seine Liebe und Anhänglichkeit dem Herrscher unversehrt erhalten habe. Mit den Hunderttausenden, über welche Pius VII. segnend seine Arme ausbreitete, kniete auch Giovanni Mastai zu den Füßen des Papstes. Wer ihm damals gesagt haben würde, daß sein Leiden weit größer sein würde, als das Pius' VII. war! daß er inmitten seiner Feinde werde gefangen gehalten werden, daß er die Entweihung der hl. Roma werde mitansehen müssen! Der junge Graf war indessen vor einem solch traurigen Blicke in die Zukunft bewahrt, sein frommes Gemüth war erfüllt vom Jubel über den Triumph des Papstes und der Kirche.

In unbewachten Augenblicken mochte das Herz Mastai's der Schmerz über seine Krankheit durchziehen, ein tiefes Wehe über das Leiden, welches ihm die Betreibung seiner Studien mit dem nöthigen Eifer unmöglich machte, und er suchte die vielen Heiligthümer Roms auf, Gott um Rettung anflehend.

Von Natur aus mit einem weichen, der innigsten Theilnahme zugänglichen Gemüthe versehen, lernte er hier, durch sein eigenes Leid für fremdes Weh noch mehr empfänglich gemacht, eine Einrichtung kennen, in welcher er sein Herz in Werken der thätigsten Nächstenliebe übte. Wir meinen das Waisenhaus Tatagiovanni, in welches er durch den zeitigen Vorsteher, den Domherrn Storaca, eingeführt wurde. —

Vor etlichen 30 Jahren machte sich ein Handwerksmann, der Maurer Giovanni Borgi, ein Thatkatholik, eine Arbeit daraus, verwahrloste Kinder von der Straße aufzulesen, sie zu reinigen, einem geregelten Leben, einer ordentlichen Beschäftigung zuzuführen. Mit Hilfe wackerer Priester, dabei der spätere Cardinal Pietro, wurde der brave Arbeitsmann in die Lage versetzt, das Untergeschoß des Palastes Ruggia zu miethen und so seiner Anstalt einen bleibenden Charakter zu geben. Später kaufte Pius VI. den ganzen Palast, und Tatagiovanni genoß die Freude, 100 Kinder in seiner Anstalt beherbergen und so dem Verderben entreißen zu können. Die Kinder, früher zuchtlose Wildlinge, mußten hier eine harte, aber heilsame Schule durchmachen, um später die Prüfung in der Schule des Lebens bestehen zu können. Wehe dem,

wer nicht pariren wollte. Der alte Borgi walkte ihn so lange, bis er bog oder brach. Mit Hilfe geistlicher Freunde erhielten die Pfleglinge in der Anstalt Unterricht in der Religion, im Schreiben und Lesen; zur Erlernung eines nützlichen Handwerkes wurden sie in die Lehre zu städtischen Meistern ausgethan. Sie wohnten ausnahmslos in der Anstalt, wohin sie allabendlich zeitig vor Ave Maria zurückkehren mußten. An der Pforte des Hauses statteten sie dem daselbst harrenden Meister Borgi Meldung ab über die Ereignisse des Tages und übergaben ihm jeden verdienten Groschen. So machte dieser seine Zöglinge, den sie Tata Giovanni (Papa Johann) nannten und mit heilsamem Respekt ehrten, nach dem weisen Spruche: „Bete und arbeite", zu guten Christen und tauglichen Bürgern. Als Borgi dann am Vorabend des Peter- und Paulfestes 1798 in die Ewigkeit berufen wurde, schied er mit der Genugthuung, seine Schöpfung gegen alle Fährlichkeiten gewahrt hinterlassen zu können.

Als Mastai die Anstalt kennen lernte, zählte sie weit über 100 jugendliche Bewohner und war in dem dermalen verlassenen Katechumenenhause bei Monti untergebracht. — Sofort erkannte der Jüngling, welch' ein reiches Arbeitsfeld für ihn in der Hinterlassenschaft des Tata Giovanni liege, und er machte sich auch gleich mit vollem Eifer an das Werk. Er unterrichtete die Waisen, spielte mit ihnen und that, als ob er einer der Ihrigen wäre. Mit welchem Ernste er das that, erfahren wir aus den Thränen, welche die Kinder bei seinem Abschiede von der Anstalt weinten, und an der rührenden Anhänglichkeit, die sie ihm noch in den spätesten Jahren bewahrten.

In diese Zeit fällt auch die Anmeldung Mastai's in die Nobelgarde des Papstes, für welche er trotz der Weigerung des Commandanten, Fürsten Barberini, dem augenscheinlichen Schwächling die Mühen des Soldatenstandes aufzuladen, vorgemerkt wurde. Sicher war dies in Folge abermaligen Drängens seines Vaters geschehen, in welchem der Lieblingswunsch immer wieder erwachte, seinen schönen Sohn, an dem die Anfälle nicht mehr mit der früheren Heftigkeit sich zeigten, in stolzer Uniform zu sehen. Mastai wollte seinen Vater nicht betrüben und bequemte sich zu dem Schritte,

im innersten Grund seines Herzens hoffend, daß ihm der Waffenrock erspart bleibe. Schwer genug mochte dem liebenden Sohne der Kampf zwischen der Pflicht des Kindes und der Neigung des Herzens ankommen. Dem Hangen und Bangen in dieser Zwitterstellung sollte endlich der Finger Gottes ein für alle Mal ein Ende machen.

Eines Abends wurde der Pförtner von Tatagiovanni durch den Kutscher eines Cardinals auf die Straße geschickt, mit dem Bedeuten, es läge ein junger Mann auf der Straße, man möge ihm schnell zu Hilfe eilen, da er im Dunkeln überfahren werden könnte. Der Mann that, wie ihm geheißen worden, und fand zu seinem Schrecken den Grafen Mastai, den ein abermaliger Anfall auf die Erde geworfen. Man brachte ihn rasch in' Haus und labte ihn, bis die Besinnung wiederkehrte. Die nächste Folge dieses traurigen Ereignisses war die, daß Mastai, auf Andringen des Fürsten Barberini, der Anwartschaft auf eine Officiersstelle in der päpstlichen Nobelgarde für verlustig erklärt wurde.

Es war ein Glück für ihn und die Kirche: von nun an hörte die Gefahr auf, daß Mastai seiner Bestimmung entzogen werde.

Eine Audienz bei Pius VII., welcher dem liebenswürdigen Grafensohne wohl wollte und seine rührenden Klagen anhörte, richtete ihn auf.

Er ging plötzlich von Rom weg, — nach Loreto, dem altbewährten Gnadenorte. Dort flehte er die gebenedeite Gottesmutter um ihren Schutz an; und als er zurückkehrte, schwand die Krankheit immer mehr und mehr.

Als er wieder nach Rom kam, geschah es im schwarzen geistlichen Gewande. Er war jetzt 22 Jahre alt.

Fürst Barberini, der Commandant der Nobelgarde, wurde 30 Jahre später von Mastai, der mittlerweile Feldherr der katholischen Kirche geworden war, dafür, daß er diesem die Aussicht, Soldat zu werden, genommen, — empfindlich gestraft. Als nämlich der alte Commandant von seinem neuen Herrn, dem Papste Pius IX., dem Herkommen gemäß die Bestätigung seiner Würde erbitten mußte, sagte ihm der heilige Vater: Von einer Bestäti-

gung, mein lieber Fürst, kann keine Rede sein, denn Sie haben mich einst mit so harten Worten entlassen; sonst wär' ich jetzt wohl schon Officier." Darauf gab ihm der Papst lächelnd die Hand und fügte zur Bestätigung eine Auszeichnung hinzu.

Viertes Kapitel.

Mastai als Priester und Waisenvater.

Die nächste Zeit war für Mastai eine Epoche des Friedens, der Sammlung und Kräftigung. Die Krankheit belästigte ihn immer seltener und in fortschreitend schwächern Graden. Mit doppeltem Eifer setzte er seine Studien fort, unter Leitung des Professors am Seminar zu St. Apollinare, des die Theologie wie die profanen Wissenschaften gleichmäßig umfassenden, durch seine glänzende Rednergabe wie seine Bescheidenheit ausgezeichneten, frommen Abbate Joseph Graziosi. Am 18. Dezember 1818 erhielt er die Weihe zum Subdiakonat; am 6. Juni des darauf folgenden Jahres wurde er zum Diakon geweiht und Charsamstag, den 10. April 1819, empfing er das hl. Sakrament der Priesterweihe. Diese heiligen Handlungen wurden vom Erzbischof Pietro Caprano im Palast Doria Pamfili, der Wohnung des Prälaten, vollzogen. Der Papst mußte ihm wegen der Gefahr, daß die Krankheit wiederkehren würde, Dispens ertheilen, die Priesterweihe wurde an ihm sogar nur unter der Bedingung vorgenommen, daß er das hl. Meßopfer immer nur in Anwesenheit eines zweiten Priesters dar-

bringe. Diese Beschränkung wurde ihm jedoch bald abgenommen, denn obwohl Mastai diese Vorsichtsmaßregel, bei seiner unendlichen Ehrfurcht vor dem hl. Meßopfer, nicht ganz ohne Grund fand, bat er den Papst doch um Aufhebung derselben. Er fühlte sich zur Bitte offenbar durch seine große Zuversicht ermuthigt, daß sein Gebet in Loreto von Maria erhört und die Schatten seiner bösen Krankheit gewichen wären. Der Papst wurde durch das große Gottvertrauen des jungen Priesters gerührt und sagte, die Hände dem flehenden Jüngling auf den Kopf legend: „Ja, auch diese Gunst will ich Ihnen gewähren, denn auch ich glaube, daß Sie von allen Anfällen Ihrer Krankheit in Zukunft verschont bleiben würden." Das Wort „Glaube" war diesmal ein prophetisches Wort und nicht in dem Sinne ausgesprochen, wie es im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend mit dem Ausdruck „Meinen" für etwas Ungewisses gebraucht wird. In der That hat Pius IX. seit damals, volle 56 Jahre hindurch, bis zum heutigen Tage keinen Anfall mehr gehabt.

In dem unscheinbaren neben Tata Giovanni gelegenen Kirchlein bei Falegnami (von den Zimmerern), in Gegenwart einiger weiblicher Verwandten und sämmtlicher Waisenkinder der nunmehr von ihm, als Mitdirektor, geleiteten Anstalt, feierte der bescheidene junge Priester die Primiz, das Opfer der ersten heiligen Messe. Sein Oheim, Domherr Paulin, assistirte ihm. Es war dies am Ostersonntag, am 11. April 1819. In derselben Kirche wiederholte er die hl. Handlung die ganze Woche. Welch demüthiger Gegensatz zur Sekundiz, zur Feier des 50jährigen Jubelfestes 1869, im hohen St. Petersdome, am Grabe der Apostelfürsten, umgeben von den Häuptern der Kirche und einer Reihe von Gesandten der Mächtigen der Welt.

Vier Jahre, er selbst zählt sie zu den glücklichsten seines Lebens, weilte Mastai als Mitleiter, später als alleiniger Direktor von Tatagiovanni. Als Lehrer und Erzieher seiner Pfleglinge übte er sich täglich in der Nächstenliebe. Und wenn ihn später Christus der Herr zum Oberhirten seiner Kirche berufen, so ist wohl die treue Liebe belohnt worden, welche sein Jünger den Lieblingen des Meisters, denen er das Himmelreich geöffnet, hat angedeihen lassen.

Wie ein Vater sorgte er für das geistige und leibliche Wohl der elternlosen Kinder. In Bezug auf die Einrichtungen der Anstalt



Mastai als Priester und Waisenvater.

führte er heilsame Verbesserungen ein. So stellte er den frühern Brauch, die Kinder in die Lehre von römischen Meistern außerhalb der Anstalt zu geben, wieder her, nachdem derselbe durch die

französische Afterherrschaft war unterlassen worden. Durch Einführung der Zeichen- und Meßkunst sorgte er dafür, daß die Lehrlinge nicht nur in den Griffen des täglichen Handwerkes geübt, sondern selbstthätige, denkende, schaffende Arbeiter wurden. Wer Neigung und Anlagen hatte, die feineren Künste zu erlernen, dem gab Mastai Gelegenheit, Kupferstecher, Steinmetz oder Bildhauer zu werden. Dabei sorgte er für die kleinsten Bedürfnisse der Kinder, gab sich Mühe, trotz ihrer großen Anzahl, eines jeden Eigenart zu erkunden, verschaffte ihnen, wenn sie ihre Pflicht gethan, manches unschuldige Vergnügen; — kurz, er bestrebte sich ihnen den Abgang liebreicher Eltern zu ersetzen.

Mit treuer Liebe und rührender Anhänglichkeit lohnten ihm die Waisen seine väterliche Sorgfalt; und als er 1823, dem Rufe des hl. Stuhles folgend, von der Anstalt schied, begleiteten ihn ihre Thränen und Segenswünsche.

Der Schuster Toccacelli, ein gewesener Zögling der Anstalt, schildert den Abschied Mastai's von Tatagiovanni folgendermaßen:

„Es war an einem schönen Sommerabende. Nachdem der Abbate Mastai an die sieben Jahre unser Schützer im Hospiz gewesen, sollte er uns verlassen. Wir wußten noch nichts, und doch war der Augenblick der Trennung schon gekommen. Indeß hatten wir wohl bemerkt, daß er beim Abendessen kein Wort hervorbringen konnte. Als wir nun nach dem Dankgebet den Tisch verlassen wollten, gab er uns ein Zeichen, daß wir uns wieder setzten, und theilte uns nun die Trauerkunde mit .... Da brach ein Schrei des Schmerzes aus von einem Ende des Speisesaales bis zum andern. Wir waren unser damals hundertzweiundzwanzig, groß und klein; aber Keiner war darunter, der nicht weinte. Plötzlich verließen wir Alle unsere Plätze, um uns in seine Arme zu werfen. Die Einen küßten seine Hände, die Andern hielten seine Kleider fest; die, welche nicht bis zu ihm vorzudringen vermochten, riefen ihn mit den zärtlichsten Namen; Alle beschworen wir ihn, uns nicht zu verlassen ... Er war so gerührt von unserer Verzweiflung, daß er selbst Thränen vergoß; und indem er die, welche am nächsten bei ihm standen, an die Brust drückte, sagte er: „Ich hätte nie geglaubt, daß unsere Trennung so schmerzlich sein würde." —

Hierauf riß er sich von uns los und eilte auf sein Zimmer. Allein vergebens suchte er die Thüre zu schließen; wir drängten uns zu ihm hinein. Diese Nacht schlief Keiner von uns im ganzen Hause. Alle blieben wir bei unserm Abbate Mastai, und er gab uns gute Lehren und suchte uns zu trösten. Er empfahl uns Fleiß, Gehorsam gegen seinen Nachfolger, freudige Erfüllung aller unserer Pflichten und Ergebung in die Fügungen des Himmels ... Endlich brach der Tag an, und wir hörten vor der Thüre den Wagen halten, der uns unsern Wohlthäter entführen sollte .... Eine Stunde später waren wir zum zweiten Male Waisen."

Wodurch dieser Abschied herbeigeführt wurde, werden wir im nächsten Kapitel erzählen; hier noch Einiges aus der in Rede stehenden Zeit. Die Stunden, welche ihm früher seine Studien, später seine Berufspflichten und sein Gebet zur Erholung übrig ließen, verbrachte Mastai in den hochachtbaren, erlauchten Häusern Devoti und Orsini. Später machte er die Bekanntschaft des Priesters Odescalchi, mit dem er unter Leitung des ehrwürdigen Bischofs Strambi und Begleitung des würdigen Caspar del Buffalo in seiner Vaterstadt Sinigaglia im Jahre 1818 eine Volksmission mitmachte. Odescalchi führte ein heiligmäßiges Leben, er starb, nachdem er Cardinal, ja von den Römern bei mehreren Papstwahlen als der muthmaßliche Papst genannt worden, als einfacher Pater der Gesellschaft Jesu. Diesem erhabenen Priester verdankt Pius IX. die Anregung, die Vortrefflichkeit der Gesellschaft Jesu zu ergründen, wodurch er sich bewogen fühlte, nachmals der Gesellschaft gegenüber eine so hohe Achtung an den Tag zu legen.

Fünftes Kapitel.

In der neuen Welt.

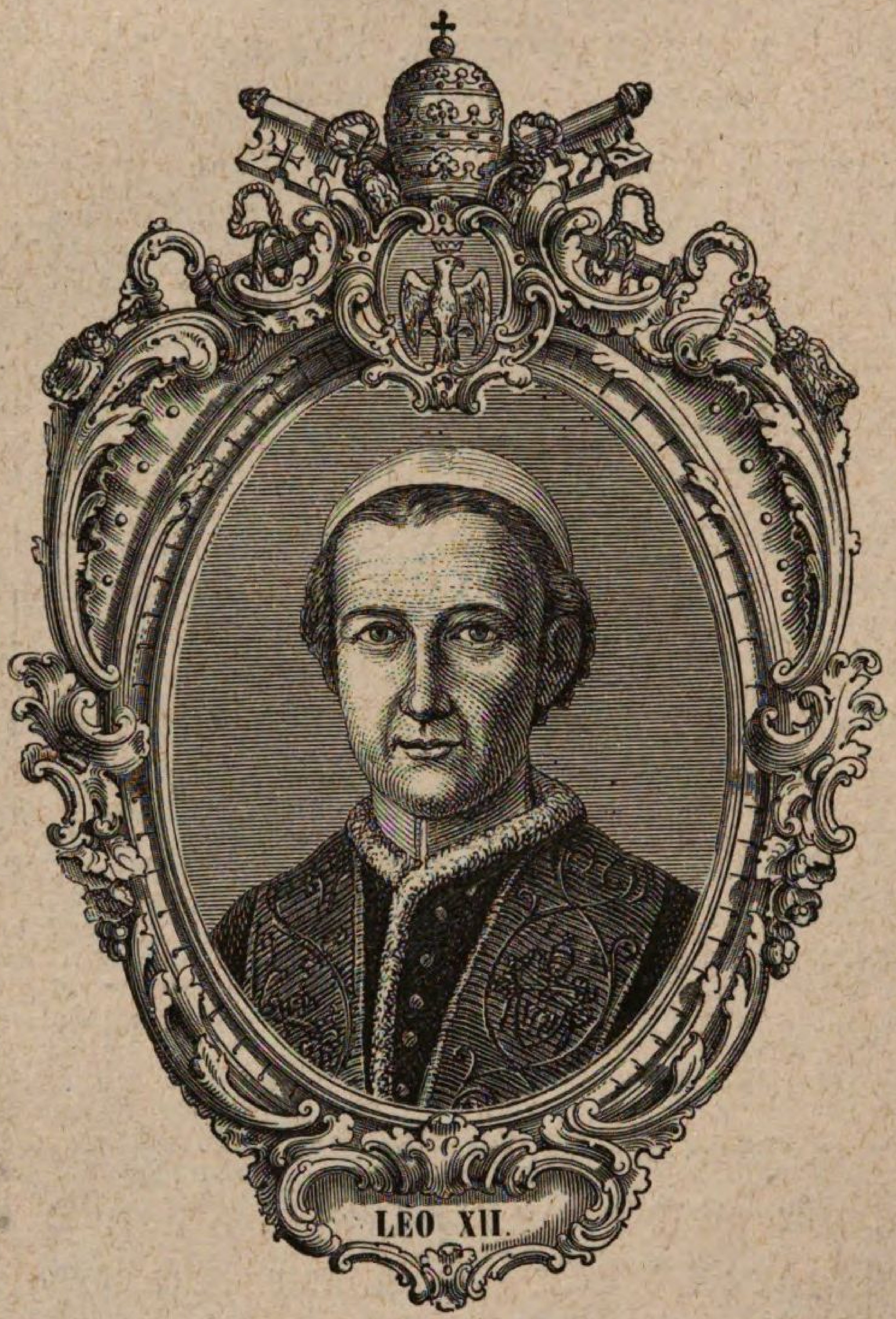
Nach vielen Kämpfen mit dem Mutterlande Spanien war es dem am stillen Ocean gelegenen langgestreckten Küstenlande Chile im Jahre 1818 gelungen, sich unabhängig zu machen und zu einem Freistaate zu erklären. Nach zwölfjährigen, inneren Kämpfen kam dieser zu einer verhältnißmäßigen Ruhe, welche den Chilenen die Nothwendigkeit nahe legte, die arg zerrütteten staatlichen und kirchlichen Verhältnisse zu ordnen. Namentlich letztere befanden sich in arger Unordnung, da die Revolution hier sowie in den gleichfalls vor Kurzem entstandenen Republiken Peru, Mexico ꝛc. Vieles von Oben nach Unten gekehrt hatte. Um nun die Beziehungen des Staates zur Kirche in ein geregeltes Geleis zu bringen, kam der Domherr Cienfuegos 1823 nach Rom und erbat, im Auftrage der Staatsbehörde, vom hl. Stuhle die Einrichtung einer apostolischen Mission in Jago, der Hauptstadt des Landes. Der Papst ernannte darauf den Auditor der Wiener Nuntiatur Muzi, der zugleich zum Erzbischof von Philippi i. p. i. ernannt wurde, zum Delegaten und apostolischen Vikar von Chile. Dieser bat selbst, daß man ihm den jugendlichen Direktor von Tatagiovanni, Abbate Mastai, zum Auditor beigebe; zum Sekretär wurde der Abbate Sallusti gewählt.

Unser Mastai, obwohl er, wie wir gesehen, nur mit Schmerz aus dem ihm liebgewordenen Wirkungskreise schied, entsprach doch mit Freuden der Aufforderung der kirchlichen Behörde. Galt es ja, dieser seinen kindlichen Gehorsam zu beweisen. Nicht besser konnte er seine Liebe zur Kirche darthun, als daß er in ihrem

Interesse sich der Gefahr unterzog, welche die Reise mit sich brachte. Und diese war groß, ja größer, als wir, an Telegraphen, Eisenbahnen und Dampfer gewohnt, uns vorstellen können. Es galt nämlich erstens auf einem Segelschiffe das mittelländische Meer und dann den atlantischen Ocean zu durchschneiden, nachher die durch ihre vielen Klippen und Riffe gefährliche Ostküste Südamerika's bis nach Buenos-Ayres zu umsegeln. Und wann die Schrecknisse der Seereise glücklich überstanden, dann mußte eine vielleicht noch gefährlichere Landreise durch die wilden Pampas und über die Andes-Berge nach Chile zurückgelegt werden. Waren die Knochen von den im Urzustande befindlichen Transportmitteln auf dieser Reise noch nicht gebrochen, hatte man glücklich die wilden Indianerhorden vermieden, und fiel nicht hungrigen Bestien zur Beute, dann blieb nur noch übrig, von Chili nach Peru zu wandern und später auf der Rückreise die Gefahren nochmals zu bestehen.

Man sieht, zu einer solchen Reise, welche noch heutzutage ein Schritt auf Leben und Tod ist, gehörte viel Opferfreudigkeit und eine eiserne Gesundheit; es ist daher nicht zu verwundern, daß die Mutter Mastai's, die Gräfin Katharina, sich der Reise widersetzte. Sie wandte sich an den Staatssekretär, Cardinal Consalvi, und bat ihn dringendst, er möchte doch ihren Sohn nicht so weit fortschicken. Mastai erfuhr von diesem Schritt seiner besorgten Mutter erst in der Abschiedsvorstellung beim Papst. „Die Gräfin, Ihre Mutter,“ sagte ihm dieser, „hat an den Staatssekretär geschrieben, um Ihre Abreise zu verhindern; ich habe ihr jedoch geantwortet, Sie würden wohlbehalten von dieser Mission zurückkehren.“ Für Mastai war diese prophetische Versicherung (die zweite Pius' VII. in Bezug auf ihn) ein neuer Sporn, und wohlgemuth machte er sich reisefertig. In Genua, wohin die Mission den 3. Juli 1823 abreiste, wartete ihrer die Brigg „Eloysa“ mit einer 36 Köpfe starken tüchtigen Bemannung. Hier noch traf sie die traurige Doppelbotschaft von dem Tode des großen Papstes Pius VII. (am 26. Aug. in Folge eines Beinbruches) und der Vernichtung der herrlichen Basilika des heiligen Paulus durch Brand (in der Nacht auf den 16. Juli.) Durch den Tod des Papstes waren die Vollmachten der Gesandtschaft erloschen; dieser

Umstand, verbunden mit der Nothwendigkeit, eine günstige Windrichtung abzuwarten, zwang sie in Genua zu verbleiben. Natürlich stellte man sich dem Erzbischof Lambruschini vor, welcher die Herren mit vielem Wohlwollen empfing und ihnen in seinem Palaste Wohnung anwies. Lambruschini, der spätere Cardinal-



Staatssekretär, als Erzbischof jetzt schon einer der höchsten geistlichen Würdenträger, welcher von Mastai bei der Papstwahl besiegt werden sollte, stand jetzt diesem, der noch ein einfacher, bescheidener Abbate war, gegenüber!

Mittlerweile wurde durch die Wahl des bisherigen Cardinal-Vikars Hannibal della Genga zum Papst als Leo XII. der verwaisten Christenheit der Vater wiedergegeben. Bald darauf trafen die neuen Vollmachten für die Gesandtschaft ein, welche dann

endlich am 5. October abreiste. In dem Schreiben hatte der Papst den Abbate Mastai als ihm „besonders theuer" genannt.

Wir wollen jetzt schon mittheilen, daß die Reise hinsichtlich des persönlichen Befindens der Delegirten glücklich, aber ohne den beabsichtigten Erfolg verlief. Nach 2jähriger Abwesenheit kam Msgr. Muzi mit seinen Begleitern zurück, nachdem alle seine Bemühungen, die arg vernachlässigte kirchliche Ordnung in Chili wieder herzustellen, an dem bösen Willen der chilenischen National-Versammlung gescheitert waren. Freilich mußten die Reisenden erst noch manche Widerwärtigkeiten dulden, mehr als einmal dem Tode in's Angesicht schauen. Schon am 14. October, also 9 Tage nach dem Auslaufen aus dem Hafen, wurde die „Eloysa" durch einen heftigen Sturm nach Palma, der Hauptstadt der spanischen Insel Majorca, zurückgeworfen. Hier mußten sich die Reisenden allerlei Plackereien eines verstockten Magistratsvorstehers gefallen lassen. Zuerst verhängte man über sie eine Gesundheitshaft von 20 Tagen, dann vermaß man sich sogar, Msgr. Muzi und Abbate Mastai, die an's Land gegangen waren, in's gefängnißartige Lazareth zu sperren, Alles unter dem Vorwande, daß das Schiff Pestorte besucht habe. Dann mußten sie ein Verhör über ihr Woher und Wohin bestehen, und man ließ sie erst ziehen, als die Delegation entschieden auftrat und den Schutz des Erzbischofs von Palma, sowie des Consuls von Sardinien anrief.

In der Nähe des Pic von Teneriffa entging das Schiff nur mit knapper Noth der Gefahr zu scheitern, am 5. Nov. Nachts bekam es Besuch von Seeräubern, die sich erst entfernten, nachdem ihnen Mastai die armselige Ladung, welche des Plünderns nicht würdig, gezeigt hatte. Am 27. November befanden sie sich angesichts der Insel St. Helena, wo der erste Napoleon sein Leben beschloß. Vor ihnen kreuzte ein nach Brasilien bestimmtes Sclavenschiff. Beides gab Mastai Anlaß zu mancherlei Betrachtungen. Dort die Insel als sprechende Mahnung, sich nicht dem Hochmuth, welcher zu Fall bringt, zu eigen zu geben, hier das Wehgeheul der armen Sclaven, Zeugniß gebend von der Verirrung des Menschen, wenn er sich nur von der Gewinnsucht und nicht von der christlichen Nächstenliebe beherrschen läßt. In der

Nähe der amerikanischen Küste, wohin man in der zweiten Hälfte des Decembers gelangte, mußte das Schiff noch einen acht Tage anhaltenden, schrecklichen Sturm ausstehen, welcher es fortwährend mit dem Untergang bedrohte. Am heiligen Weihnachtsfeste erst konnten die Reisenden eine Dankmesse, der die ganze Mannschaft beiwohnte, für die Errettung aus Todesgefahr darbringen. Heißer denn Alle betete sicher der Hochbotsmann des Schiffes, der an einem Sturmtage, gerade als er das Senkblei auswerfen wollte, in's Meer gefallen war, und nur durch die todesverachtenden Anstrengungen seiner Kameraden gerettet wurde.

Am Neujahrstage 1824 warf endlich die Brigg vor dem Hafen von Montevideo Anker und segelte nach Ausbesserung ihrer Schäden gegen Buenos-Ayres, wo man den 5. Januar anlangte. Hier sowie überall machte Msgr. Muzi die wenig tröstliche Wahrnehmung, daß, so warm auch der Empfang der Mission seitens des katholischen Volkes war, die Behörden sich ihr gegenüber kühl, ja stellenweise mit verletzender Schroffheit verhielten; — ging doch in Buenos-Ayres der Bisthumsverwalter Zavaletta so weit, die dem Msgr. Muzi ertheilte Erlaubniß zur Firmung zurückzuziehen!

Die Gesandten des hl. Stuhles ließen sich dadurch wenig anfechten, sie arbeiteten um Gotteslohn und kümmerten sich nicht darum, ob man ihnen mit mehr oder weniger Wärme entgegenkam.

So verließen sie denn ungebeugt am 16. Januar 1824 Buenos-Ayres und machten sich auf den Weg nach Jago, wo man nach manchem Ungemach, nach mancher Schlacht mit Mosquitos und Kröten, nach drei Monaten, am 17. März, müde und erschöpft, doch ungebrochenen Muthes, eintraf. Unterwegs bekam Mastai Gelegenheit, an einem in einem elenden Wirthshause krank darniederliegenden protestantischen Officier Miller, aus England, ein Werk des barmherzigen Samaritanen zu üben; — in Desmochados, wo kurz nach ihrer Abreise einige Kaufleute geplündert und ermordet wurden, entgingen die Reisenden nur durch eine glückliche Verzögerung der Abreise dem grauenvollen Tod durch Räuberhand. Ueberall war es aber, wie Sallusti selbst beschrieb, Mastai, der durch seine unverwüstliche Heiterkeit den Muth der Gesellschaft

aufrecht hielt, sie alle Leiden und Bitterkeiten der Reise durch seinen Zuspruch vergessen machte.

In Jago angelangt, mußte der apostolische Vikar sofort erfahren, daß die von den chilenischen Staatsbehörden selbst gewollte, vom hl. Stuhl mit dem größten Wohlwollen unternommene Auseinandersetzung zwischen der Kirche und dem Staate zu keinem Ziele führen werde. Schon vorher hatten die Abgeordneten den Beschluß gefaßt, daß der Aufenthalt der Delegation nur ein vorübergehender sein dürfe. Monate wurden mit der Prüfung der Vollmachten der apostolischen Gesandten verzettelt, — kurz, man legte Alles darauf an, denselben den Aufenthalt so unangenehm als möglich zu machen. Das Volk freilich empfing die Mitglieder der Mission immer und überall mit Begeisterung; doch das konnte nichts helfen. Nachdem Muzi eine Denkschrift nach der andern, eine Vorstellung nach der andern an die Herren vergeblich abgesandt, nachdem alle Mahnung fruchtlos blieb, bestieg er mit seinen Begleitern den 18. Febr. 1825 die „Eloysa", welche ihnen nach Jago gefolgt war, zur Rückreise. Am 5. Juni trafen sie, diesmal ausschließlich den Meerweg wählend, wohlbehalten in Genua ein.

Während ihres Aufenthaltes in Jago machte die Delegation mehrere Ausflüge im Interesse der Kirche. Einmal reiste Mastai im Auftrage Muzi's allein nach Lima, der nördlich von Jago gelegenen Hauptstadt Peru's, und entging nur mit genauer Noth dem Tod in den Wellen. Ein Lootse, Namens Balo, rettete mit Aufopferung seines eigenen Lebens das mit den Wellen kämpfende Schiff Mastai's und brachte es in den Hafen der kleinen Stadt Aricia, des Lagerungs- und Versandtorts alles in Peru gewonnenen Silbers. Mastai machte Tags darauf dem braven Manne ein reichliches Geschenk, welches er, den Lootsen an das Ereigniß erinnernd, wiederholte, als er Papst geworden war. Balo erinnerte sich freudig an jenen Vorfall und stiftete zum ewigen Andenken an denselben in der Nähe seiner Wohnung eine Kapelle.

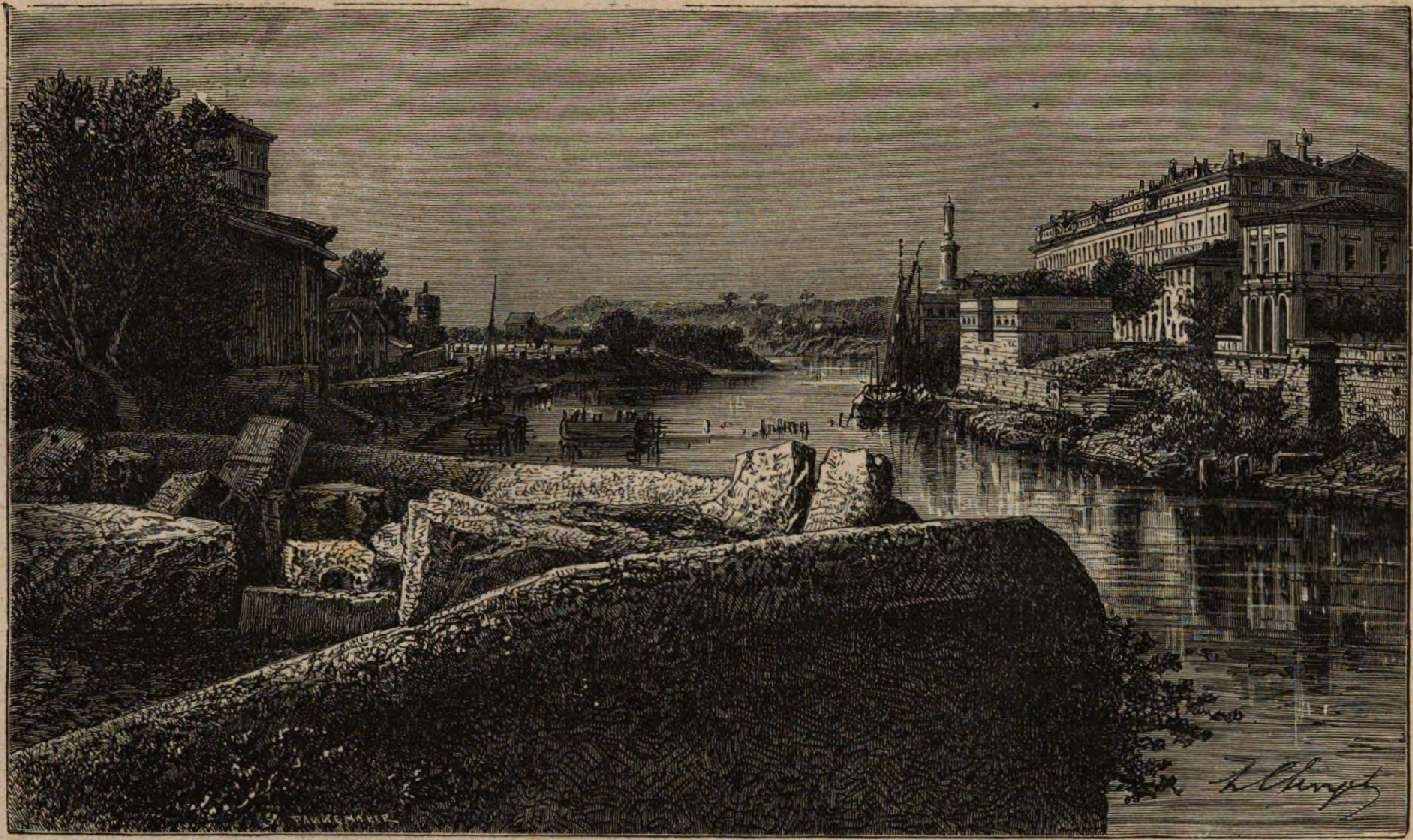
Der heilige Stuhl würdigte die Verdienste der Gesandtschaft: Muzi und Cienfuegos wurden zu Bischöfen ernannt, Mastai dagegen erhielt eine Stellung, die seinen Neigungen am besten zusagte. Im nächsten Kapitel werden wir sehen, welcher Art diese war.

Sechstes Kapitel.

Mastai als Direktor von St. Michele. Der Erzbischof von Spoleto. Zur Lage der Kirche.

Hie und da herrscht das Vorurtheil, daß vornehme Herkunft zur Erlangung von Aemtern und Würden auch in der Kirche dienlich sei. Sicher war dies beim Grafen Johannes Mastai, dem Sohne eines der vornehmsten Geschlechter des Kirchenstaates, nicht der Fall; denn wie wir sehen, hatte er es im Alter von 31 Jahren noch nicht einmal zum einfachen Monsignore gebracht, trotz der von ihm bekleideten Vertrauensstellungen, und trotzdem der regierende Papst Cardinal-Bischof von Sinigaglia gewesen war. Indeß war die Zeit nicht mehr ferne, da Mastai immer höher auf der Stufenleiter kirchlicher Würden steigen sollte. Zuerst aber sollte er sich in einer ähnlichen, wenn auch einflußreicheren Stellung, wie zu Tatagiovanni, zu seiner dereinstigen Erhebung vorbereiten. Schon früher war er mit einem Canonicat an der Kirche Santa Maria in via lata bedacht worden, bald nach seiner Rückkunft von der großen Reise ernannte man ihn zum Direktor des großen Hospizes San Michele.

Dieses am rechten Tiberufer, längs der Ripa grande gelegene, von Innocenz XI. gegründete und von vier andern Päpsten erweiterte großartige Hospiz hat eine Einnahme von jährlich einer Viertel Million Franken und zählt sechs Abtheilungen. Es enthält ein Waisenhaus für Knaben mit Unterrichtssälen und Werkstätten, ein Waisenhaus für Mädchen, ein Versorgungshaus für alte Männer und Frauen, ein Besserungshaus für Frauenspersonen, ein Besserungshaus für ungerathene Knaben und end-



Hospital St. Michele.

lich ein Gefängniß für politische Verbrecher. Mit richtigem Blicke erkannte die kirchliche Behörde, daß kein Anderer fähig sei, diese Anstalt mit ihren nach Tausenden zählenden Insassen zu leiten, denn Mastai, der als Direktor von Tatagiovanni und durch seine auf der Reise nach Südamerika erworbene Menschen- und Sprachkenntniß zu einem solchen Posten die gehörige Vorbereitung gefunden habe. Die Wirksamkeit Mastai's war denn auch von bedeutender Wirkung für das fernere Gedeihen des Hospizes, und als er nach 20 Monaten von San Michele schied, um als Oberhirte eine der großen Heerden Christi zu weiden, folgte ihm das Bedauern der Insassen und die aufrichtige Hochachtung seiner Unterbeamten. Er verstand es, den Lehrern bedeutende Geldzuwendungen zu verschaffen, brachte es aber zugleich fertig, die Wirthschaft des Hauses zu einer unter seinen Vorgängern nie gekannten Blüthe zu bringen.

Mittlerweile folgte das Auge des Papstes mit stetiger Aufmerksamkeit den Arbeiten des Direktors von San Michele. Ein Hüter der Seelen wie Mastai, ein Priester wie er und ein Mann, der in so hohem Grade die Gabe besaß, innere Verhältnisse zu ordnen, eine Person mit seinem Scharfblicke, war zu Höherem berufen, und es dauerte nicht lange, da ernannte ihn Leo XII. zum Erzbischof von Spoleto.

Mit dieser Ernennung tritt Mastai in die Kirchen- und Weltgeschichte ein, in welcher er eine so bedeutende und segensreiche Rolle zu spielen berufen war.

Bevor wir zur Schilderung seiner Thätigkeit als Erzbischof übergehen, sei es uns gestattet, an dieser Stelle noch der Theilnahme zu gedenken, welche Mastai, als er Pius IX. geworden war, dem Hospiz von San Michele schenkte.

Bald nach seiner Erhebung auf den Stuhl Petri kündigte Pius seinem Amtsnachfolger an, er werde alljährlich gleich seinem Vorgänger am Patronsfeste des Hospizes die üblichen Ausstellungen der Erzeugnisse des Kunstfleißes der Zöglinge in Person eröffnen. Einen jener Besuche schildert uns ein französischer Biograph des hl. Vaters, und wir glauben nichts Besseres thun zu können, als die Beschreibung hier wiederzugeben.

Vom diplomatischen Corps, so lautet dieselbe, und von vielen eigens dazu eingeladenen vornehmen Fremden umgeben, hielt Pius IX. im Erdgeschosse, wo Seine Eminenz Cardinal Tosti ihm diejenigen Waisenknaben, die im Laufe des Jahres sich am meisten hervorgethan hatten, vorstellte. Er gab ihnen seinen Segen, erkundigte sich nach dem Namen derer, die zunächst bei ihm standen, nach ihrer Profession, nach ihren Fortschritten, mit einer Güte, einer Herablassung und einem Humor, welche deutlich die Freude verriethen, die es ihm machte, sich wieder in ihrer Mitte zu finden.

Danach stieg er die große Treppe hinan, durchschritt die Gallerien, und nahm im großen Saale auf einem Throne Platz, der in der Eile für ihn war hergerichtet worden. Da wurden sämmtliche Anwesende, ohne Ordnung, ohne Unterschied von ihm zum Fußkusse zugelassen. Wer zuerst kam, den ließ man zuerst vor. Zwei Kammerherren, die das ganze Gefolge des Papstes bildeten, bemühten sich vergebens, einen kleinen Raum um ihn her frei zu halten, damit er nicht erdrückt werde.

Pius IX. schien an diesem Eifer und diesem Gewirre seinen Spaß zu haben; er selber mußte über die zuletzt Gekommenen lachen, daß sie so viele Anstrengungen machten, um bis zu ihm vorzudringen. So oft er unter der Menge einen Bekannten erblickte, nannte er ihn vertraulich beim Namen und wußte ihm etwas Angenehmes zu sagen. Nachdem er sich auf dem Balkon gezeigt und der auf dem Kai der Ripa grande sich drängenden Menge den Segen ertheilt, nahm der Papst ein leichtes Frühstück ein . . . dann begab er sich nach dem im obern Stocke gelegenen Ausstellungssaale. Die Erzeugnisse der verschiedenen Gewerbe waren in einer langen Zimmerreihe in der schönsten Ordnung und Stufenfolge aufgestellt und bildeten den anmuthigsten Anblick von der Welt. Aus dem Saale der Kupferstiche schritt man in den der Cameen- und Bildhauerarbeiten. Nach den Gegenständen der Schlosserhandwerke kamen die Drucksachen und die Einbände, darnach die feinern Möbel, die Tuche, die Seiden- und Baumwollengewebe an die Reihe, deren eines, nach einem antiken Mosaikboden ausgeführt, die feinste Arbeit darbot. Bei jedem Gegenstande verweilte Pius IX., prüfte mit Augen und Händen die Beschaffen-

heit der Gewebe, die Farbe der Stoffe, die Richtigkeit der Zeichnungen, die Bücher, die Gegenstände der Schlosser-Arbeit; Nichts entging ihm, und war durch irgend etwas sich Auszeichnendes seine Aufmerksamkeit lebhafter in Anspruch genommen, so beschloß er seine Lobesäußerung damit, daß er Name, Alter und Geburtsort dessen, der es gefertigt hatte, erfragte. Auf dem Rückwege durch die Ausstellungs-Gallerien kam das päpstliche Gefolge an einer Thür vorbei, die mit dem Speisesaal der Knaben und dem der Mädchen in Verbindung steht und bei dieser Gelegenheit war geöffnet worden. 200 bis 300 Waisenmädchen erwarteten hier den hl. Vater, um ihn bei seinem Vorbeigehen zu becomplimentiren. Auf einmal fand sich Pius IX. von diesen jungen Geschöpfen umringt, die ihm ihre Dankbarkeit auf eine so geräuschvolle und zudringliche Weise zu bezeugen anfingen, daß er, bei der Unmöglichkeit, sie zu verstehen und sich ihnen verständlich zu machen, nichts Besseres zu thun wußte, als, nachdem er sie gesegnet, über ihr ausdruckvolles Gebahren herzlich zu lachen. Nicht minder groß und geräuschvoll war die Freude beim Eintritt des hl. Vaters in die Wohnungs-Abtheilungen der alten Leute. Pius IX. zeigte auch unter ihnen einen Frohsinn, eine Gutmüthigkeit, wodurch die Ehrfurcht, die man ihm zollte, nicht im mindesten einbüßte, während die Begeisterung der Umstehenden nur zunahm.

Nun sehen wir uns nach dem Erzbischof von Spoleto um. Bei jeder neuen Ernennung Mastai's wiederholte sich eine und dieselbe Erscheinung. Man erhöht, man befördert ihn, bürdet ihm aber noch mehr Lasten auf, als er früher getragen. Ferner wird er jedesmal in die Mitte von Verhältnissen gestellt, die gar sehr einer ordnenden leitenden Hand bedürfen. So auch dieses Mal. In Spoleto, der Geburtsstadt Leo's XII. wüthete zur Zeit der Parteihaß in furchtbarer Kraft, er äußerte seine Wirkung bis in die Mitte der Familien hinein, trennte Vater vom Sohn, Bruder vom Bruder. Nicht besser war es unter der Geistlichkeit des Bisthums; sie war in allerlei weltliche Händel verwickelt, fügte sich nur unwillig der Kirchenzucht und verwaltete das Vermögen der Kirche nicht in der gehörigen Ordnung. In die Mitte dieser Wirrnisse wurde nun Mastai durch seine am 21. Mai 1827, im

Alter von 35 Jahren, erfolgte Ernennung zum Erzbischof gestellt. Seine Aufgabe war demnach eine doppelte. In die bürgerlichen Kreise sollte er den Oelzweig des Friedens bringen, unter der Geistlichkeit Zucht und Ordnung wieder herstellen. Leo kannte seinen Mann; er wußte, daß Mastai seiner Aufgabe in vollem Maße gewachsen sein würde. Dieser dagegen hegte nicht die gleiche Zuversicht in die eigene Kraft, und nur sein Vertrauen in die Hilfe des Heilandes und das Wohlwollen des hl. Stuhles, sowie sein kindlicher Gehorsam hießen ihn die Bischofswürde auf die Schultern zu nehmen.

Am Pfingstfeste 1827, empfing er die Bischofsweihe durch den Cardinal Castiglioni, den späteren Papst Pius VIII., noch im Juni desselben Jahres hielt er in Mitte zweier seiner Brüder seinen Einzug.

Um die üblichen Gebühren seiner Ernennung bezahlen zu können, mußte Mastai mit der Gutschrift seines Bruders bei einem römischen Advokaten sich 6500 Franken borgen. So schlecht nämlich hatte er für seine Kasse gesorgt. Er, der durch seine finanzielle Begabung, die er in Tatagiovanni und San Michele zur Geltung gebracht, sich einen Namen gemacht hatte.

Nach zweijähriger Regierung konnte Mastai schon die Saat, die er gesäet, üppig in die Halme schießen sehen. In seinem Hause versöhnten sich feindliche Gemüther und der längst verschwundene Friede kehrte wieder in die Herzen; das kirchliche Leben aber blühte in neuer Kraft, Zucht und Ordnung herrschten wiederum unter dem Klerus, die Verwaltung des Kirchenvermögens ward eine musterhafte, und als Anfangs der dreißiger Jahre politische Unruhen den Kirchenstaat heimsuchten, wußte er die Wirren von Spoleto gar bald abzuleiten.

Siebentes Kapitel.

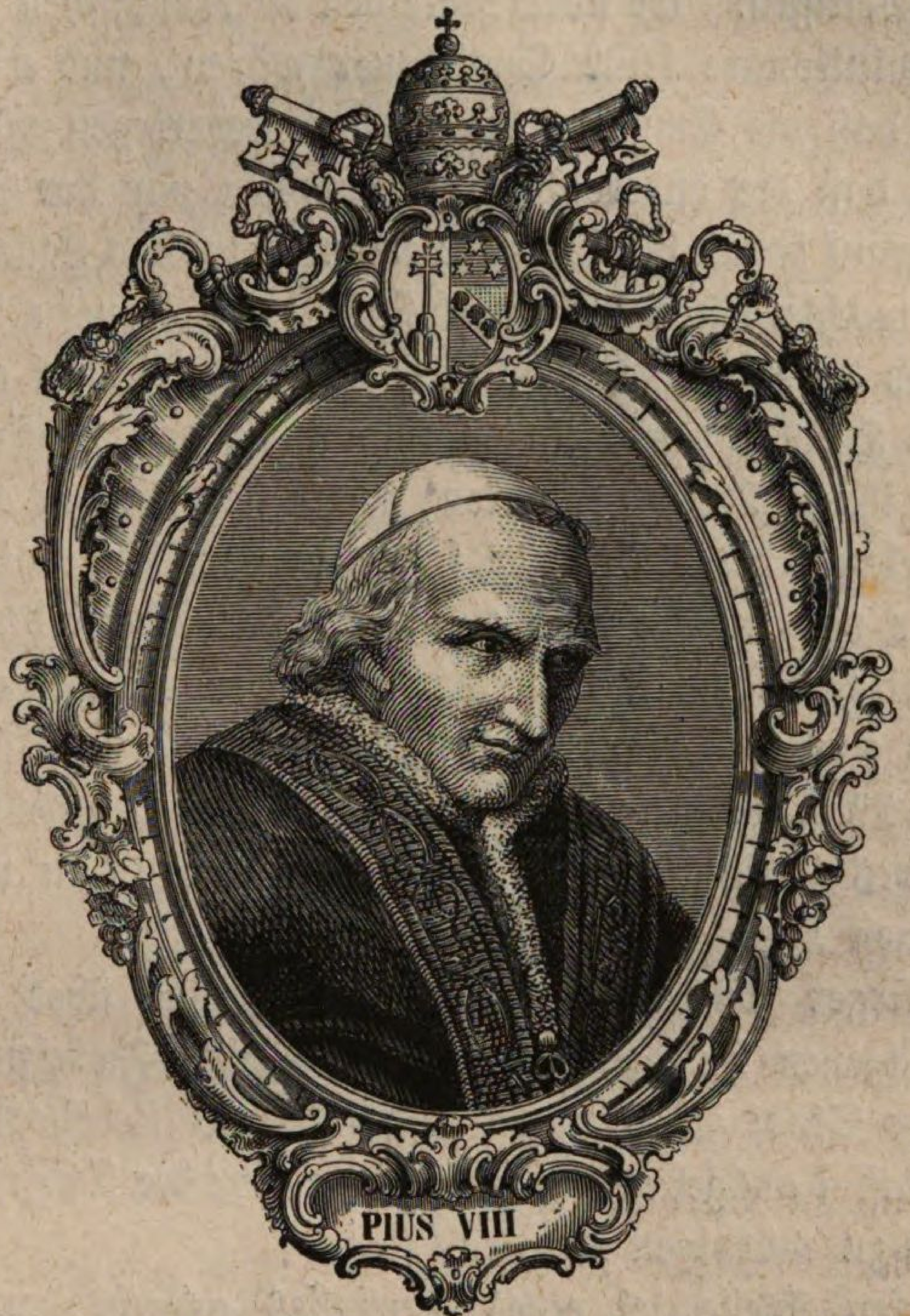
Mastai's Regierung in Spoleto. — Der Bischof von Imola.

Am 10. Februar 1829 verlor die Kirche in Leo XII. wieder ihr Oberhaupt. Mastai hielt dem Verstorbenen in der Kathedrale von Spoleto eine Leichenrede, die von der großen Achtung zeugt, welche er für den seligen Papst hegte. Zu dessen Nachfolger wurde am 31. des folgenden Monats der Cardinal Castiglioni gewählt, welcher den Namen Pius VIII. annahm. Doch auch die Regierung dieses Papstes sollte von nur kurzer Zeit sein, denn schon am 31. Dezember 1830 berief ihn der Herr zu seinen Vätern. So kurze Zeit auch Pius VIII. auf dem Stuhl Petri gesessen, so wußte er doch die brennendsten Fragen im Interesse der Kirche zu lösen, und mehrere seiner Verordnungen sind von einiger Bedeutung. Wir meinen namentlich das Breve an den Erzbischof von Cöln und an die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster, in Sachen der gemischten Ehe, ferner die Erneuerung des Verbotes gegen die verderblichen geheimen Gesellschaften.

Am 2. Februar 1831 gab das Conclave dem Verstorbenen in der Person des Cardinals Capellari einen Nachfolger. Derselbe wählte den Namen Gregor XVI.

Es war wieder eine harte Zeit für den Kirchenstaat angebrochen; er wurde mit hineingezogen in die politischen Wirren, welche ganz Europa, namentlich aber den Westen erschütterten. Die erste französische Revolution hat ihre Lehren überallhin verbreitet, und die Sucht, die bestehende gesetzliche Ordnung zu stürzen, wurde namentlich auf der italienischen Halbinsel zur Seuche. Im Kirchenstaate benützten die Empörer die Zwischenzeit zwischen dem

Tod Pius' VIII. und der Wahl Gregor's XVI.; an verschiedenen Punkten des Landes zugleich sollte die Revolution losbrechen. In der Hauptstadt wurde am 12. Februar, während des Carnevals, der Aufstand versucht, jedoch in Folge der Wachsamkeit der Soldaten und der treuen Anhänglichkeit des wirklichen römischen Volkes an die väterliche Regierung des Papstes im Keime erstickt. In den Pro-



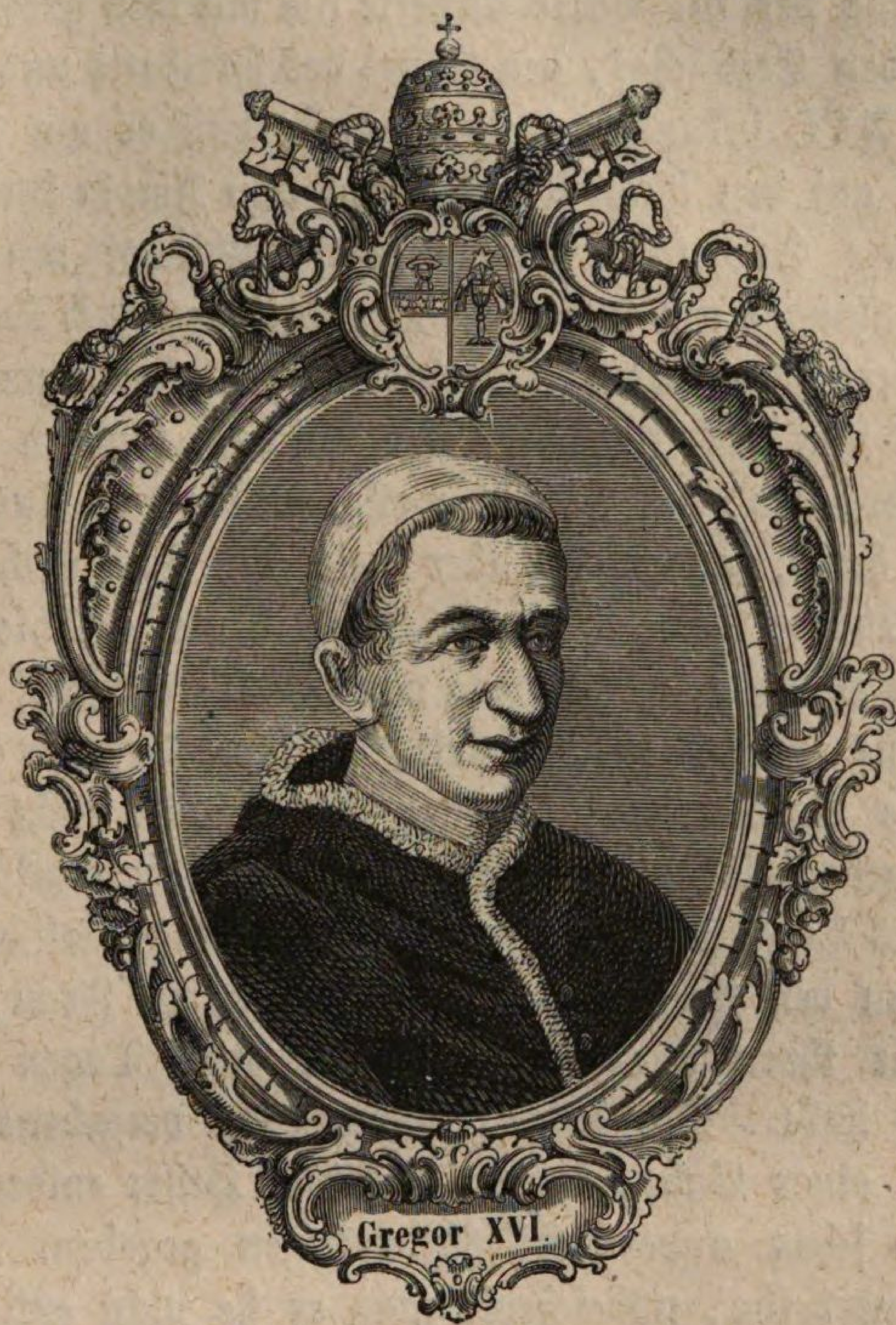
vinzen gährte es aber noch fort, und der hl. Vater, wollte er nicht das Erbgut Petri gefährden und den gottlosen, durch die Geheimbünde geleiteten Empörern freies Spiel lassen, mußte eine Macht zu Hilfe rufen, die, von Hause aus eine Hüterin der bestehenden staatlichen Ordnung und Beschützerin der kirchlichen Interessen, zur Hilfe bereit war. Gregor XVI. that Letzteres; er wandte sich an das katholische Oesterreich, welches denn bald auch die Ruhe in ganz Italien wieder herstellte.

Wie bereits oben gesagt, wurde auch Spoleto von der aufständischen Bewegung ergriffen, und es bedurfte der ganzen Klugheit des Erzbischofs, um sie so gut möglich von dort abzuleiten. Als dann die Annäherung von 4000 durch die Oesterreicher verdrängten Aufständischen die Stadt in Gefahr brachte, in die Schrecken des Krieges verwickelt zu werden, wußte die Vermittlung Mastai's die Gefahr zu beseitigen. Er überzeugte den österreichischen Feldherrn, daß die Revolutionäre keine Spoletaner wären, und erhielt gegen die Zusage, daß die Empörer die Waffen niederlegen würden, das Versprechen, daß die österreichischen Truppen vor der Stadt Halt machten. Darauf begab sich Mastai persönlich in das Lager der Aufständischen, machte ihnen die Nutzlosigkeit des fernern Widerstandes klar, und da er wußte, daß Viele nur aus Mangel an Mitteln nicht in ihre Heimat zurückkehrten und unter den Waffen blieben, versprach er ihnen 20,000 Franken, wenn sie dieselben ablieferten. Die That gelang, die Aufrührer sahen in dem Angebote des Erzbischofes, der vor kurzem auch (in Folge der Flucht des Legaten) mit der weltlichen Gewalt bekleidet worden war, goldene Brücken zur Rückkehr zum Gehorsam, und sie bauten diese ungesäumt. Sie lieferten die Waffen, mehrere tausend Gewehre und fünf Kanonen, im Palaste des Erzbischofes ab, nahmen das Geld an und kehrten jeder an seinen Herd zurück.

Die Bürger Spoleto's gaben ihre Freude über den durch Mastai errungenen Friedenstriumph durch einen Fackelzug und Beleuchtung der Stadt zu erkennen und manches Lebehoch von den Fenstern, Mastai ausgebracht, zeigte, wie sehr die Diözesanen seine Aufopferung zu würdigen wußten.

An dieser Stelle sei eines Vorfalles gedacht, welcher auf spätere Ereignisse ein grelles Licht wirft. Unter den Verschwörern befanden sich zwei Söhne des frühern Königs von Holland, Ludwigs I., Napoleon's Bruder, von denen der eine bei Forli fiel. Der Andere, von Spähern überall verfolgt, flüchtete in die friedlichen Räume des Erzbischofs von Spoleto. Dieser nahm den anscheinend Reumüthigen in seinem Hause auf, verwendete sich für ihn beim Papste und wußte ihm einen Reisepaß zu verschaffen. Dieser revolutionäre Flüchtling, den Johannes Maria Mastai mit

Aussetzung seiner eigenen Person gerettet, trat später nochmals auf den Plan der Weltgeschichte, kam in mehrfache Wechselbeziehung mit Pius IX. und hieß Napoleon III. Ob er dem Papste gelohnt, was der Erzbischof an ihm gethan? Das Urtheil gehört der Geschichte an.



Gregor XVI.

Kaum konnte Mastai sagen, in Spoleto herrsche Ruhe, da suchte ein anderer, gefährlicherer, weil unnahbarer Feind die Stadt und die ganze Provinz heim, ein Erdbeben, welches sich (1832) auf ganz Umbrien erstreckte und überall furchtbaren Schaden anrichtete. Von Schreck über das Elementarereigniß ergriffen, vor Angst, unter den Trümmern einstürzender Häuser begraben zu werden, floh Alles in's Freie, die Habseligkeiten mit sich schleppend. Für Mastai war wieder eine Zeit der angestrengtesten Liebesthätigkeit gekommen: und er vollführte sie als erster Taglöhner Jesu

Christi. Er eilte überall hin, brachte oder schickte überall hin Hilfe. Wo er nicht selber war, dorthin kamen seine Boten, Aerzte, Priester, Handwerksleute mit Lebensmitteln und Kleidern. Ueberall hin drang sein geistliches Wort, welches in mehrern Hirtenbriefen an die Zaghaften ertönte. Es drangen auch gleich die Thaten Mastai's nach Rom, und der hl. Vater äußerte sich mit dem größten Wohlwollen über den Erzbischof, den Engel des Friedens und der Hilfe.

Gregor XVI. bekundete dies dadurch, daß er am 16. Dezbr. 1832 Mastai auf den bischöflichen Stuhl von Imola berief. Nicht zur Freude der Spoletaner, die ihrem Erzbischof mit kindlicher Ergebenheit anhingen und mehrfache Deputationen nach Rom sandten, damit die Versetzung ihres Oberhirten zurückgenommen werde. Sahen sie in ihm doch nicht nur den Bischof, sondern den Vater und klugen Erzieher, der sie mit weiser Milde vor Ausschweifungen bewahrt hatte, anderseits aber stets ihr Fürsprecher bei der staatlichen Behörde gewesen war. Noch heute erzählen sich die Spoletaner so manchen schönen Zug von ihrem Erzbischof. Namentlich rühmen sie seine Wohlthätigkeit, die keine Grenzen kannte und selbst auf die eigenen, dringendsten Bedürfnisse nicht Acht gab. Folgende Begebenheit hat in fast sämmtlichen Lebensbeschreibungen des hl. Vaters Eingang gefunden und ist bestens verbürgt. Einst wandte sich an den Erzbischof Mastai eine arme Frau, die vorgab, daß sie ihren Kindern schon seit zwei Tagen nichts zu essen gegeben habe. Der Angesprochene sucht vergebens in seinen Taschen nach einer Gabe, kann aber keinen Heller entdecken, da er all sein Geld schon andern Hilfsbedürftigen gegeben. Die Noth der Frau dauert ihn, unbeschenkt mag er sie nicht entlassen, und so gibt er ihr denn einen silbernen Leuchter vom Kamin, daß sie ihn in Pfand gebe und sich Geld verschaffe. Wenn er nur den Pfandschein bekäme, meinte der Erzbischof, dann wolle er den Gegenstand schon wieder einlösen. Am andern und am darauffolgenden Tage kam die Frau aber nicht, und Mastai mußte nach Imola abreisen. Dort erhielt er die Nachricht, man habe in Spoleto ein Bettelweib mit einem silbernen Leuchter angehalten, der dem Herrn Erzbischof gehöre und demselben offenbar gestohlen worden sei. „Nun ja," rief der wackere Prälat unwillig aus,

„der Dieb bin ich, so sperre man mich ein!“ Daß die Frau baldigst freigelassen und von Mastai beschenkt wurde, versteht sich von selbst.

Derlei Akte einer selbstvergessenden Wohlthätigkeit, ein Ausfluß der unendlichen Nächstenliebe Mastai's, cursiren in Spoleto viele im Volksmunde. Dabei befand sich seine Kasse stets im Zustande der Ebbe, und nicht selten mußte er sich von seinen rathlosen Haushofmeistern Vorwürfe gefallen lassen. Er war nicht einmal im Stande, seine Schuld an den römischen Advokaten ganz zu tilgen. Und so mußte nicht selten der Küchenzettel auf das ärmste eingerichtet werden, weil für bessere Kost kein Geld vorhanden war.

Achtes Kapitel.

Mastai's Wirken in Imola. — Der Cardinal.

Vergebens bat eine Deputation angesehener Spoletaner in Rom um Belassung ihres Erzbischofes, es blieb bei der Versetzung, und Mastai begab sich im Monat Dezember nach Rom, um die für seinen neuen Haushalt nothwendigen Anschaffungen zu machen. In den ersten Tagen des Januar kehrte er wieder nach Spoleto zurück, hielt dort eine tief rührende Abschiedspredigt und zog, den Weg über den Gnadenort von Loreto und Sinigaglia nehmend, am 7. Febr. in Imola ein.

Die namentlich von übereifrigen Freunden Pius' IX., oder besser gesagt Mastai's, in Umlauf gesetzte Mähr, seine Versetzung nach Imola sei eine Art Strafversetzung gewesen, eine Strafe für seine freisinnige Anschauungsweise in politischen Dingen im Allgemeinen, aber insbesondere dafür, daß er eines Tages die bei einem römischen Polizeiagenten befindliche Liste von politisch anrüchigen Spoletaner Bürgern zerrissen habe, ist schon längst widerlegt worden. Die Diözese von Imola, welche fast doppelt so viele Pfarreien als Spoleto zählt, mit ihren auf 45,000 Franken sich belaufenden Einnahmen, die Lage der Diözese selbst, als eine der schwierigsten im Kirchenstaate, als eine der bedeutendsten in der Romagna, war sicher nicht geeignet, daß man eine Persönlichkeit berief, mit deren politischer Wirksamkeit man in Rom unzufrieden sein zu dürfen glaubte. Ueberdies war und ist der Bischofsstuhl zu Imola eine jener Stellungen, die unmittelbar zum Purpur führen, ja zweimal schon erlebte die Welt das Schauspiel der Versetzung eines Bischofs von Imola auf den päpstlichen Stuhl. War man auch in Rom mit der Denkungsart Mastai's darüber, wie weit die Behörde den Bürgern das Maß persönlicher Freiheit ausmessen solle, nicht ganz einverstanden, so besaß doch Gregor XVI. und sein Staatssekretär

Bernetti, der ausgesprochene Gönner des Erzbischof von Spoleto, Unbefangenheit genug, um den Erzbischof vom Politiker zu trennen und die Verdienste des Erstern um die Kirche über der politischen Gesinnung des Letztern nicht zu vergessen. Wenn eine Zurücksetzung Mastai's von Seite der damaligen Regierung je vorkam, so bestand sie darin, daß er verhältnißmäßig spät zum Cardinal ernannt wurde; ob jene, nennen wir es einmal so, Vernachlässigung eine beabsichtigte war oder nicht, so viel ist sicher, daß sie Mastai auf die Dauer nicht schädlich war, ja vielleicht war diese gerade, und die Richtung, die politische Anschauung Mastai's mit ein Grund, daß aus dem Cardinal Mastai Papst Pius IX. wurde. Zudem fühlte Mastai, als der von der angeblichen Zurücksetzung betroffene, am allerwenigsten ihre Spitze, und bei der soeben ihm neu bevorstehenden Würde dachte er an die Bürde und an die dadurch bedingten Mehrausgaben, von denen er befürchtete, daß sie seinen Haushalt ruiniren würden.

Am 7. Februar also hielt der Erzbischof an Bischof von Imola in der Domkirche die Predigt zum Antritte seines neuen Kirchenamtes. Es war eine Unmasse von Gläubigen versammelt, die durch den Ruf des Kirchenfürsten als glänzender Redner, noch mehr aber als gottbegeisterter Priester, als feuriger Menschenfreund, und endlich als Mann der Vermittlung nnd Versöhnung, in die Kirche gelockt wurden. Mastai gewann mit seiner ersten Predigt sofort alle Herzen, noch mehr geschah dies durch seine Thaten, die der Rede bald folgen sollten. Daß er es auch hier an Akten erhabener Nächstenliebe und christlicher Wohlthätigkeit nicht fehlen ließ, werden wir später an einzelnen Beispielen sehen; daß er auch hier vorzüglich darauf hinarbeitete, um die getrennten Gemüther zu besänftigen, die politischen Leidenschaften zu dämpfen, ist selbstverständlich. Seine besondere Sorge, als Hirte einer zahlreichen Herde, als Leiter seiner Geistlichkeit, war der letzteren Hebung und Würdigung. Was sollte denn auch aus den Schafen werden, wenn er ruhig zusah, wie das Salz der Erde schal wurde? So stiftete er im Kloster Pivatello ein Exercitienhaus, in welchem sich alljährlich seine Priester versammelten, um sich durch heilige Uebungen ihrem erhabenen Berufe gemäß zu ver-

edeln; in seinem Hause richtete er eine „biblische Akademie" ein, worin sich der Klerus allmonatlich über Stellen aus der Bibel besprach. So gründete er ein Convikt, um das Aergerniß zu vermindern, daß Studirende der Theologie nicht gemeinsam für den Dienst Christi sich vorbereiteten, sondern nur dem Unterrichte beiwohnten, dagegen nach ihrem Belieben in der Stadt lebten. So ließ er Volksmissionen durch ausgezeichnete Väter aus der Gesellschaft Jesu abhalten, an welchen er sich fast immer selbstthätig betheiligte. So schickte er mehrfach Priester nach Rom, damit sie dort im Studium der göttlichen Wissenschaften und in einem frommen Leben erstarken möchten. So gründete er endlich ein dem Hospiz von Tatagiovanni ähnliches Waisenhaus, in welchem er die verwahrlosten Kinder von Imola erziehen ließ, ferner ein Haus für verwahrloste Mädchen, um sie davor zu behüten, daß sie auf dem betretenen Pfade noch weiter schreiten und in den Abgrund des sittlichen Verderbens sinken möchten. So ließ er endlich in Imola Erbauungsschriften drucken, die er unentgeltlich unter das Volk vertheilen ließ. Dabei vergaß er nicht bei jeder passenden Gelegenheit sich an seine Diöcesanen, seine Kinder in Christo, zu wenden, und alle seine Hirtenbriefe athmeten eine wunderbare Liebe, derer nur jener fähig, welcher Christum den Herrn ganz in sich aufgenommen und stets von dem Gedanken erfüllt ist, ihm ähnlich zu werden.

Im geheimen Consistorium vom 23. Dezember 1839 erklärte der Papst Gregor XVI., daß er den Erzbischof Bischof Johannes Maria Mastai in die Zahl jener siebenzig aufzunehmen gedenke, welche, zu der Familie des Papstes gehörend, die Prinzen der katholischen Kirche bilden, daß er ihn zum Cardinal der heiligen römischen katholischen Kirche ernennen wolle. Ein Jahr darauf, am 14. Dez. 1840, wurde er dann wirklich als Cardinal verkündigt und mit dem Purpur bekleidet. Ein jeder Cardinal erhält eine Kirche als Titel angewiesen, Cardinal Mastai erhielt die Kirche St. Peter und Marcellin an der Labicanischen Straße, in der Nähe der erhabenen Basilika St. Johann vom Lateran. Und weil jeder Cardinal an den Arbeiten für die Gesammtkirche mehr oder weniger thätigen Antheil nehmen muß, wurde der neue Cardinal zum Mitgliede der Congregationen für Bischöfe und Re-

gularen, für die Disziplin, für die Ritten und für die Verwaltung des Petersdomes ernannt.

Nach Rom kam Mastai, so oft es ihm möglich war. Als Erzbischof von Spoleto nahm er dann jedesmal in Tatagiovanni Wohnung, für den Bischof von Imola, der einen großen Haushalt führen mußte, war das Quartier zu klein, und sein Verwalter sorgte stets für eine passende Wohnung. Von Imola aus ging's allerdings seltener, als da er noch in Spoleto war. Erstens war die Reise zu beschwerlich, dann hätte er seinem Range gemäß einen Aufwand machen müssen, der seiner einfachen Natur nicht behagte, überdies auch seinem Hange, den Mitmenschen zu helfen, Abbruch gethan haben würde. Sehr oft, während der Lebzeit der Mutter, mindestens einmal im Jahr, kam er nach Sinigaglia, um eine Zeit seligen Familienglückes zu genießen. Den Vater verlor er am 1. Dezember 1833, die Mutter sah ihren geliebten Sohn noch im Purpur, labte sich an dem steigenden Rufe des Kirchenfürsten, und erfreute sich an seiner stetigen Frömmigkeit. Sie starb am 12. Januar 1842 mit einem Dankgebete auf den Lippen, an Maria, die Gottesmutter gerichtet, dafür, daß sie ihr Marienkind beschützt und im Dienste Jesu erhalten habe. Oben am Orte der Seligen erst sollte sie in den Reihen der frommen Mütter das Schauspiel sehen, wie dem Cardinal Mastai die dreifache Krone auf's Haupt gesetzt ward, sollte die Seele schwelgen im Anblicke der Glorie, welche Pius IX. der Jungfrau Maria hier, im Lager der Gläubigen, bereitete.

Wir werden den Cardinal Mastai bald auf seiner Reise nach Rom begleiten, der letzten als Cardinal. Wir werden sehen, wie er sein bisheriges Amt niederlegt, um ein anderes viel höheres anzutreten, wie er seinen Namen ablegt, um einen bedeutungsvolleren, eine Summe von Gedanken und Ereignissen in sich schließenden, anzunehmen. Vorerst noch einige Anekdoten aus seinem bisherigen Leben; denn Anekdoten aus dem Leben großer Männer sind die Orden und Ehrenzeichen, welche ihm das Volk anheftet.

Gleich nachdem Mastai den Bischofsstuhl zu Imola in Besitz genommen, mußte er der aufgeregten Bevölkerung eines Gebirgsdorfes gegenüber treten, welche sich darüber entsetzt hatte, daß ihr

Pfarrer seinen Hausknecht ermordet habe. Das Volk wollte in seiner Wuth sich an dem verbrecherischen Priester vergreifen, und nur mit Mühe brachte es der Bischof dahin, daß der Schuldige seinen Richtern übergeben werden konnte. Als dann ein anderer, würdiger Pfarrer in den Ort geschickt wurde, wollte ihn die erbitterte Bevölkerung nicht aufnehmen; erst nach langem Unterhandeln gelang es der liebevollen Vermittelung Mastai's die harten Herzen der Religion wieder geneigt zu machen.

Eines Tages erwartete er Gäste zum Mittagessen, wobei ein goldenes Besteck, ein Geschenk seiner geliebten Mutter, prangen sollte. Da kam ein Mann zu ihm, der ihn um ein Darlehen bat, womit er sein gesunkenes Gewerbe wieder zur Blüthe verbringen möchte. Der Bischof erwiederte lächelnd: „Mein Lieber, es ist zwar nicht hübsch, daß ich es sagen muß, aber es ist Wahrheit, ich habe in meiner Kasse augenblicklich keinen Scudo; allein da Sie in so dringender Noth sind, so muß geholfen werden.“ Damit nahm er vom Speisetisch das goldene Besteck, gab es dem Manne mit den Worten: „Gehen Sie in ein Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat; denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich alles wieder einlösen können.“ Nun wartete Mastai mit seinen Gästen, daß aufgetragen werde. Es geschah nicht. Der Bischof fragt um die Ursache der Verzögerung und sieht, wie sämmtliche Diener bald mit Schrecken auf den Herrn, bald der Eine mißtrauisch auf den Andern blicken. „Ihr goldenes Besteck ist gestohlen, Niemand Fremder war im Speisesaal, es muß ein Hausdieb sein, wir wollen alle untersucht sein, damit das endlich entdeckt werde.“ „Freilich,“ erwiederte der Prälat lachend, „ist es ein Hausdieb, ich bin's selber; gebt mir mein gewöhnliches Besteck und besorgt die Tafel.“ Die Dienerschaft ging, erfreut darüber, daß kein Schändlicher unter ihr sei, an die Arbeit; die Gäste aber meinten scherzend, es sei doch endlich mal eine Ehre, von einem Diebe bewirthet zu werden.

Wie die Gutherzigkeit Mastai's in Spoleto stets größer war, als seine Kasse, haben wir bereits gesehen, in Imola stand es, trotzdem sich seine Einnahmen verdoppelt hatten, nicht besser. Folgendes Geschichtchen belehrt uns darüber am besten. „Eminenz,“

so redet ihn eines Tages der Hausmeister an, „die 500 Franken, welche sich heute Morgen in Ihrer Kasse befanden, sind schon wieder verschwunden. Ich habe keinen Bajocc, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten." Natürlich war das verschwundene Geld wieder an Hilfsbedürftige vertheilt. „Worüber beunruhigen Sie sich denn?" entgegnete er dem Hausmeister; „hat uns der gütige Gott, welcher die Vögel des Feldes ernährt, nicht für jeden Tag unser Brod versprochen?" — „Eminenz haben unzweifelhaft Recht," antwortete der Diener, „vorläufig aber bin ich in großer Verlegenheit." — „Morgen ist Freitag, also Fasttag," entgegnete lächelnd der Cardinal. „Bringen Sie mir zum Mittagessen Käse." — „Aber zum Abendessen, da habe ich ebenfalls nichts, was soll ich denn da bringen?" — „Abermals Käse," antwortete wohlgemuth der Bischof.

Bekannt ist, daß er mit zwei andern Cardinälen 1843 in Gefahr gerieth, in die Hände von Verschwörern zu fallen, welche sich fortwährend in geheimen Schlupfwinkeln herumtrieben. Es war der Piemontese Ribotti, der, um sich und die Mitverschworenen für den Fall des Mißlingens ihrer schändlichen Pläne vor Strafe zu wahren, den abscheulichen Plan faßte, den mit zwei anderen Cardinälen in einem Landhause sich aufhaltenden Cardinal Mastai wegzuführen und als Geiseln zurück zu behalten. Der Anschlag mißglückte in Folge der Wachsamkeit der Behörden.

Im Jahre 1846 ging Cardinal Mastai an einem Carnevalabende zur Kathedrale, um seinen üblichen Besuch vor dem heiligen Sakramente zu machen, da rief ihn der Küster voll Schrecken in die Sakristei, wo soeben ein Mensch ermordet worden sei. Daselbst angelangt, fand er, auf einer Bank liegend, einen jungen, etwa zwanzig Jahre alten Mann, der durch einen Dolchstich gefährlich verwundet worden war, und in dem geweihten Gebäude vor seinen Mördern Schutz gesucht hatte. Im selben Augenblicke sprangen drei vermummte Männer herbei, die mit Dolchen in der Hand ihr Opfer vollends tödten wollten. Der Cardinal, trotz der Spitzen ihrer Dolche und der Wuth, die aus ihren Augen flammt, sieht den Mördern scharf in's Gesicht, indem er ihnen das Kreuz, das an seiner Brust hing, vorhält, und ihnen ihr Verbrechen vorwirft. Er sprach mit Muth, Würde und heiligem Ernst zugleich: „Im

Namen Gottes, des gekreuzigten Herrn Jesu Christi gebiete ich euch, abzustehen von euerem fluchwürdigen Vorhaben und fort zu gehen!" Diese Worte, so muthvoll und mit der überzeugenden Gewalt eines Gesandten des Himmels gesprochen, erfüllten die Mörder mit Schrecken, sie standen festgebannt und schlichen dann schweigend und fast ohne zu wissen, was sie thaten, davon. Indessen schickte der Erzbischof schnell den Kirchendiener fort, um einen Arzt zu holen. Während dieser Zeit hielt er den Unglücklichen in seinen Armen und auf seinen Knieen. Der Arzt kam und erklärte, daß die Wunde tödtlich sei, ja, daß bei der geringsten Bewegung der Leidende den letzten Seufzer aushauchen werde. Nun bereitete ihn Mastai zum Tode vor, er hörte die Beichte, indem er ihn immer in seinen Armen hielt, und blieb bei ihm, bis er seinen letzten Seufzer aushauchte.

Bekannt ist auch, daß Mastai sich von dem Bürgermeister zu Imola noch in den allerletzten Tagen seines Aufenthaltes daselbst eine Demüthigung gefallen lassen mußte, die andere weniger gotterfüllte Naturen erbittert haben würde, den milden Mastai aber nur bewog, das harte Herz noch mehr mit den Waffen der Milde zu bestürmen. — Der genannte Bürgermeister, ein starrer Anhänger des politischen Systems, dessen Weisheit im Regieren mit Feuer und Schwert, Gefängniß und Peitsche bestand, war dem Cardinalbischof schon lange wegen seiner freien politischen Anschauungsweise gram und gab ihm dies auf alle mögliche Weise zu erkennen. Die Gattin sah endlich eine Gelegenheit sich nahen, welche ihr geeignet schien, um ihren Mann versöhnlicher zu stimmen. Sie sollte Mutter werden und der Cardinal Pathenstelle vertreten. Der gute Prälat willigte ein, ja, er erklärte sich sogar bereit, selbst den Mann um Ueberlassung der Pathenschaft zu bitten. Als nun der Cardinal die Bitte vorbrachte, antwortete ihm der leidenschaftliche Bürgermeister hart: „Sie!... Sie! ein Liberaler? Niemals!" Damit wandte er ihm, sicher gegen die Regeln des gewöhnlichen Anstandes, weggehend den Rücken. — Als Mastai einen Monat später Papst geworden war, schrieb er dem Beleidiger ein Billet folgenden Inhalts: „Den Bischof von Imola haben Sie als Gast verschmäht; werden Sie den Bischof von Rom annehmen?" Der

gute Mann fand natürlich diesmal den Liberalismus des von ihm Verschmähten nicht so schauerlich und bekannte seine Härte. So wußte Mastai durch Liebe, die bis zur Selbstverleugnung ging, Aller Herzen sich zu gewinnen.

Neuntes Kapitel.

Gregors XVI. Tod. — Prophezeiungen und Vermuthungen in Bezug auf seinen Nachfolger.

Am 1. Juni 1846, Pfingstmontag, schied Gregor XVI. in ein besseres Jenseits, um den Lohn zu empfangen für seine Thaten und Verdienste um die Kirche. Bedeutend war sein Leben wie die ganze Persönlichkeit, noch vorzüglicher aber waren sein Wille und seine Absichten. Und wenn letztere mißdeutet, verzerrt an den Mann gegeben wurden, so war die falsche Geistesrichtung der Zeit daran Schuld, welche die größten Charaktere in den Staub trat, die ihr nicht dienstbar waren. Gregor XVI. war ein Papst nach dem Willen des Herrn, und ein hervorragender Platz unter den ausgezeichnetsten der Päpste ist ihm sicher. Die Trauer der gläubigen Christenheit über den Tod ihres Oberhauptes war eine eben so aufrichtige wie tiefe, der Dämon der Revolution, welcher wenige Jahre später den reinsten Willen, sie durch angängliche Zugeständnisse zu dämpfen und zu besänftigen, zu Schanden machte,

hat nicht vermocht, sein Bild aus dem dankbaren Herzen der Mit- und Nachwelt auszulöschen.

Mastai vernahm mit tiefer Rührung den Tod des Papstes, und fern von dem Gedanken, daß er von Christo berufen sei, des Verstorbenen Nachfolger zu werden, dachte er nur an die Reise nach Rom, um seiner Pflicht, den neuen Papst mitzuwählen, nachzukommen. Man erzählt sich, daß sein Kammerdiener, Baladelli, als er von seinem Herrn die Trauerkunde vernahm, ängstlich ausrief: „Ich fürchte, daß Eminenz Imola nicht mehr wiedersehen werde.“ „Nun,“ meinte lächelnd der Cardinal, „will Gott ein Wunder thun, so kann Er mit gleicher Leichtigkeit zwei thun; — er wird auf unsere Bitte unsern braven Baladelli bewegen, seiner Vaterstadt Lebewohl zu sagen und mit Weib und Kind nach Rom zu ziehen.“ Mastai nannte also seine Berufung auf den päpstlichen Thron ein Wunder, Beweis, wie wenig sein bescheidener Sinn daran dachte, bei der bevorstehenden Papstwahl über so ausgezeichnete Cardinäle, wie die waren, auf welche in erster Linie die Vermuthung der Wahl seitens der öffentlichen Meinung fiel, obzusiegen. Ihm war schon die Bürde eines Bischofs zu schwer, und mehr als einmal, man hat dafür Briefe, sehnte er sich nach der Palme des ewigen Friedens im Himmel. Ihm genügte es, als Oberhaupt eines Bisthums, den Geist der Religion zu pflegen, nach Kräften seine geistlichen Kinder glücklich zu machen; wie mochte der von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit fast erdrückte Priester sich darnach sehnen, die furchtbare Last eines Nachfolgers Petri auf sich zu nehmen? Seine einzige Hoffnung bestand darin, daß das vom heiligen Geiste erleuchtete Collegium der Cardinäle den Namen des Würdigsten und Geeignetsten aus der Wahlurne hervorgehen ließe.

Das Schifflein Petri bedurfte zur Zeit des gedoppelten Schutzes des Meisters, denn groß war der Sturm, welcher wieder über Europa dahin brausend es hin und her rüttelte. Nur mit starker Hand war es Gregor und seinem Minister Lambruschini gelungen, die Brandfackel der Revolution nieder zu halten, doch sein Arm ward gegenüber dem immer stärkeren Heranstürmen der Fluth zu schwach; die zur Abwehr der Revolution nothwendig

vermehrten militäriſchen Kräfte erwieſen ſich immer mehr als ungenügend, und als er ſtarb, hielten die Männer der Empörung die Zeit für gekommen, ihre Pläne auszuführen. Für den September 1846 war ein Aufſtand vorbereitet, und derſelbe wurde nur durch die bedrohliche Ankunft öſterreichiſcher Kriegsſchiffe im Hafen von Ancona zurückgehalten.

Unter den politiſchen Maßregeln Gregors bedurften allerdings die einen oder andern einer heilſamen Abänderung; ſo galt es denn einen Papſt zu bekommen, der mit ſtarkem Arm das Erbgut Petri zu vertheidigen im Stande ſei, dabei aber vermöge ſeiner Anſchauungen in der Lage wäre, durch kluge Maßregeln in der Staatsverwaltung die weniger bös Geſinnten von der Verbindung mit den Revolutionären zurück zu halten. Kurz, die Kirche bedurfte eines Papſtes, bei dem man ſich eines ſtarken, aber milden und ſympathiſchen Regimentes verſehen durfte. Angeſichts dieſer Sachlage iſt es natürlich, wenn allerwärts die Frage der Papſtwahl verſchiedene Parteiungen hervorrief, und an die einzelnen Namen Hoffnungen oder Befürchtungen ſich knüpften.

Vorzüglich waren es zwei Perſönlichkeiten unter den zur Wahl anweſenden 51 Cardinälen, an welche ſich die ausgeſprochenſten zwei Parteien anſchloſſen. Die Eine, die des Cardinals Ludwig Lambruschini, des bereits 71 Jahre alten, aber noch vollſtändig rüſtigen und geiſtesfriſchen Staatſecretärs Gregors, den alle ſich zum Papſte wünſchten, die das Heil des Kirchenſtaates nur von einer ſtrengen unbeugſamen Regierung erwarteten. Dieſe Wahl befürchteten Diejenigen, die eine vollſtändige Aenderung des bisherigen Regierungsſyſtems im Sinne der landläufig verſtandenen Freiheit haben wollten. Dieſe Partei ſehnte ſich nach der Wahl des Cardinals Pasquale Gizzi, der im Rufe freiſinniger Anſchauungen ſtand, welche er durch ſeinen zu Forli erlaſſenen Proteſt gegen das allerdings ſehr ſtreng hauſende öſterreichiſche Kriegsgericht ſich erworben haben mochte. Rechts und links von beiden gruppirten ſich die Mittelparteien, die von der Wahl dieſes oder jenes Cardinals den Sieg des einen oder andern, nicht gerade ausgeſprochenen Syſtems erhofften oder befürchteten.

Der Name des Cardinals Mastai erschien zu wenigst im Vordergrunde, und doch war sein Ruf als seeleneifriger Kirchenfürst, als begeisterter Priester und edler Mann in Rom gerade so groß wie zu Imola. Erst als er auf der Reise zur Wahl der ewigen Stadt immer näher kam und ihn Freudenbezeugungen überall empfingen, begann man auf ihn aufmerksam zu werden, und ein Zwischenfall hat diese Reise mit gerade zu legendarischen Schimmer umwoben. Es war, so erzählt man, in Fossombrone, einer kleinen Stadt, unweit Sinigaglia, wo umgespannt werden sollte, und der Cardinal dem Treiben des ihn umgebenden zahlreichen Volkes zusah. Da erschien oben in der Luft eine weiße Taube, welche pfeilschnell niederschoß und sich auf den Wagen setzte. Das über dieses Schauspiel erstaunte Volk klatschte in die Hände und rief freudig bewegt: „Er lebe hoch, er wird Papst." Es wird weiter erzählt, die Taube habe, trotzdem man sie zu verscheuchen versuchte, nicht weichen wollen und den Wagen erst an den Pforten des Quirinals verlassen. Eine ähnliche Erscheinung soll sich auch während des Conclave gezeigt haben. Wenn auch nicht allbekannt, so war der Bischof von Imola Niemanden widerwärtig, und als er zum Papst gewählt war, fand so Mancher den Ausgang so natürlich, daß man sich frug, wie man denn vorher hätte Anderes vermuthen können.

An dieser Stelle sei auch der Voraussagungen und Prophezeiungen gedacht, welche sich auf die Person Mastai's bezogen. Es sind sowohl hingeworfene Aeußerungen wie auch wirkliche Prophetieen; wir führen sie nach der Reihenfolge ihres innern Werthes an.

Zur Zeit als Abbate Mastai im Hospiz von Tatagiovanni aushalf, begegnete er einst dem Abbate Bighi, der mit dem berühmten, nachmals leider durch die politische Strömung vom rechten Wege zu weit abgedrängten Pater Ventura die Stufen des Capitols hinanstieg. Bighi meinte, auf Mastai deutend, kurzweg: „Sehen sie den kleinen Abbate da, er gerirt sich, als sollte er demnächst Papst werden." Was den Mann zu dieser unwilligen Aeußerung bewogen haben mag, ist uns unbekannt, auf den einflußreichen Pater Ventura soll sie einen tiefen Eindruck gemacht

und dazu beigetragen haben, daß er den ihm befreundeten Cardinälen gegenüber Mastai warm befürwortete.

Der ausgezeichnete Graziosi, eine Leuchte kirchlicher Wissenschaft und ein Muster von Frömmigkeit, sagt von Mastai, er sei „ein Mann von umfangreichem Wissen und großer Tugend; eines Tages werden Sie ihn als Papst sehen."

Von besonderer Bedeutung ist die Weissagung der ehrwürdigen Anna Maria Taigi vom Jahre 1823. Diese gottbegnadete Seherin und Wunderthäterin, die (wie der ausgezeichnete Pfarrer Dr. Rütjes erwähnt) durch ihre Berührung Kranke heilte, durch ihr Gebet und Mahnwort Sünder bekehrte, sagte dem Priester, dem ihr Biograph Alles getreulich nacherzählt, was Alles die Ruchlosen dereinst zu Rom anfangen und was der Nachfolger Petri werde dereinst zu leiden haben. Der Papst, so offenbarte sie, dem dieses Loos beschieden, sei jetzt ein einfacher Priester, welcher außerhalb des Staates in weit entfernten Gegenden weile. Nachdem die Seherin die Person des Papstes beschrieben, fuhr sie fort: er werde auf eine außerordentliche Weise erwählt werden, er werde Verbesserungen einführen, die, wenn die Menschen sich dankbar erweisen, vom Himmel würden gesegnet werden. Dieses nach dem Herzen Gottes erwählte Kirchenoberhaupt, so fuhr sie fort, werde ganz besonderer Erleuchtungen sich zu erfreuen haben; auf dem ganzen Erdkreis werde sein Name gefeiert und von den Völkern mit Entzücken genannt werden. Sie sagte ferner, der Papst sei dazu erkoren, den gegen das Schifflein Petri losgelassenen Sturm auszuhalten. Gottes Arm aber werde ihn unterstützen und gegen die Gottlosen, die gedemüthigt und beschämt werden sollen, ihn schützen. Am Ende werde er die Gabe der Wunder besitzen. Endlich, so schloß sie, nach vielen drangsalvollen Wechselfällen, werde die Kirche einen so in die Augen fallenden Triumph über ihre Gegner feiern, daß die Welt staunen wird.

Bemerkenswerth ist noch folgende, wohlverbürgte Einzelheit. Als der große Papst Pius VII. in Fontainebleau gefangen gehalten wurde, übergab er seinem Diener ein versiegeltes Packet, mit dem Befehle, dasselbe erst im Jahre 1846 zu öffnen.

Der Sohn jenes Dieners wohnte zu St. Johann de Persiceto und vergaß ganz das Packet des Papstes. Im Juni des Jahres 1846 kramte er zufällig unter den von seinem Vater hinterlassenen Papieren und fand die nachweisbar von Pius VII. selbst geschriebene Voraussagung, daß der Bischof, welcher im Jahre 1846 den Sitz zu Imola haben werde, zum Papst erwählt und den Namen Pius IX. annehmen werde.

Endlich der hl. Malachias, Erzbischof von Armagh, welcher 1148 zu Clairveaux in den Armen des hl. Bernard verschieden, sagt in seinen „Prophezeiungen über die zukünftigen römischen Päpste" von Pius' IX.: „Kreuz vom Kreuze."

Man mag über diese Prophezeiungen denken, wie man will; wenn man sie jetzt nach einem bald dreißigjährigen Pontifikate Pius' IX. liest, wird man gestehen müssen, daß alle darin enthaltenen Einzelnheiten mit überraschender Genauigkeit eingetroffen sind. Die mißvergnügte Aeußerung eines schmollenden Mitbruders, das Urtheil eines für seine Schule eingenommenen Lehrers, die Schauungen heiliger Personen, sie alle verkündeten die von der Vorsehung beschlossene Berufung des Priesters Giovanni Mastai Ferretti auf den Thron Petri; und wer wollte heute noch in Abrede stellen, daß die Wahl Mastai's eine providentielle, eine vom Heilande gewollte gewesen sei?

Doch jetzt zurück zu unserer Geschichte.

Zehntes Kapitel.

Die Papstwahl. — Pius IX.

Nach Beendigung der vorgeschriebenen neuntägigen Andacht für den verstorbenen Papst versammeln sich die Cardinäle, die wahlberechtigten Churfürsten der Kirche, um dieser ein neues Oberhaupt zu geben. Das Verfahren, welches dabei angewendet wird, ist noch dasjenige, welches Gregor X. auf dem zweiten allgemeinen Concil zu Lyon eingeführt hat. Das Conclave (das Wort bedeutet sowohl die versammelten Cardinäle wie auch das Wahlverfahren als endlich das Wahllokal) findet im Quirinal statt. (Sollte der Herr die Gläubigen nicht bei Lebzeiten Pius' IX. den Sieg der Kirche noch erschauen lassen, so müßte, falls die Wahl überhaupt in Rom stattfände, dieselbe nach dem dereinstigen Tode unseres Papstes an einem andern Orte stattfinden, da der Quirinal die Sippe Victor Emmanuels beherbergt). Die Cardinäle waren in den Gemächern des Seitenflügels des erwähnten Palastes versammelt. Es werden diese Gemächer in ebensoviele Zellen umgestaltet, als Wahlherren anwesend sind. Beim Beginne des Conclave werden alle Zugänge zu den Gemächern und das auf die Hauptgallerie führende Fenster sorgfältig vermauert, nur ein Ausgang auf die Flur bleibt frei, welchen die Cardinäle und die zu ihrer Bedienung zugelassenen zwei oder drei Personen benützen; die erstern vorzüglich um in die Wahlkapelle zu gelangen. Die Eingänge werden sorgfältigst versperrt, Besuche dürfen die Cardinäle nur an zu diesem Behufe angebrachten Nischen empfangen und nur in Gegenwart von Zeugen. Ihre Mahlzeiten erhalten sie ebenfalls durch Nischen zugestellt, welche nach gemachtem Ge-



Pius IX. und Petrus.

brauch von Innen und Außen versiegelt werden. Alle sonst bei der Ueberwachung bethätigten höheren Beamten sind eidlich verpflichtet, für die strengste Befolgung der gesetzlichen Vorschriften zu sorgen. Die Cardinäle bleiben so von der Außenwelt ganz abgeschnitten, jede Beeinflussung ist unmöglich gemacht und dafür gesorgt, daß die Wahl nach der ureigensten Ueberzeugung der hochwürdigsten Wähler erfolge, wie sie sich bei ihnen nach eifrigem Gebete durch himmlische Erleuchtung bildet. Bei der in Rede stehenden Wahl waren den bewegten Zeitumständen gemäß auch in der Stadt die gehörigen Maßregeln getroffen, um jede Störung der hochheiligen Wahlhandlung zu verhindern.

Wir übergehen die übrigen Ceremonien und Formen, welche bei dieser Wahl wie bei den vielen vorangegangenen noch beobachtet wurden, und schreiten zum Berichte über die Wahl selbst.

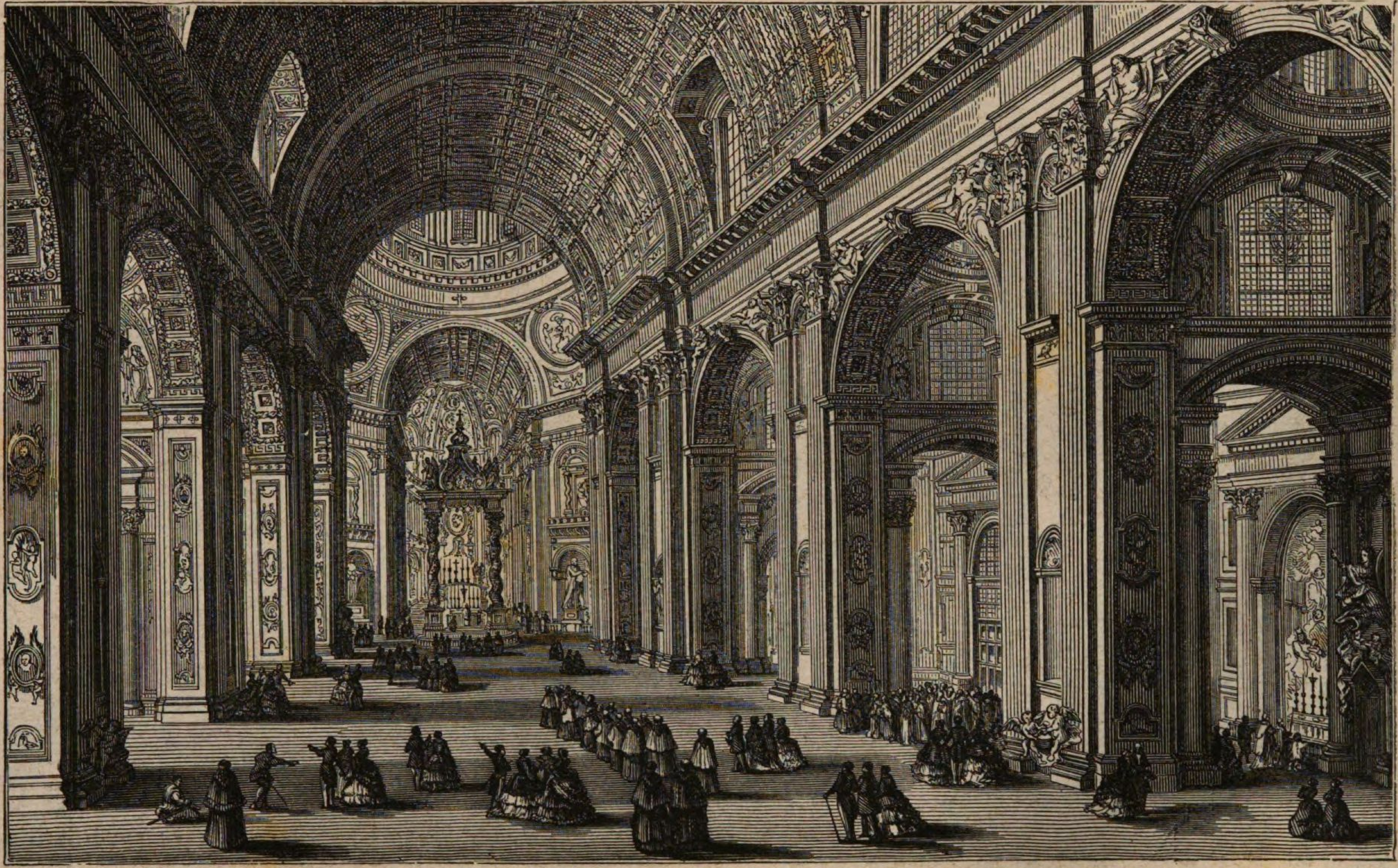
Dieselbe wurde in der sogenannten Paulinischen Capelle vorgenommen, welche man dem Zwecke gemäß hergerichtet hatte. Der Cardinal Mastai hatte durch's Loos das Amt überkommen, die Wahlzettel vorzulesen. Es fanden vier Wahlgänge statt: der erste, den 15. Juni Morgens, endete damit, daß der Cardinalstaatssekretär Lambruschini 15, der Cardinalbischof von Imola dagegen zu Aller Ueberraschung 13 Stimmen erhielt. Für Gizzi, den Candidaten der Freisinnigen, wurden nur 2 Stimmen abgegeben. Weil nun keiner der Cardinäle die vorschriftsmäßigen zwei Drittel der Stimmen erhielt, wurde an demselben Tage Abends die Wahl zum zweiten Male vorgenommen. Für Lambruschini hatten diesmal 13, für Mastai 17 Cardinäle gestimmt. Wieder war die Wahl ohne Erfolg geblieben, und am 16. Juni Morgens fand die dritte Wahl statt. Diesmal verlas Mastai seinen Namen 27 Mal, den Lambruschini's dagegen nur 11 Mal. Der Ausgang bewies, daß den Eminenzen der Name Mastai's bereits geläufig geworden war, indessen mußte die Handlung erneuert werden, weil auch diesmal der erforderliche Stimmenüberschuß sich nicht ergeben hatte. Man verbrannte daher die Wahlzettel in dem neben dem Altar angebrachten Kamin. Die aus den Welt- und Klostergeistlichen bestehende Prozession, welche dem Brauche gemäß sich zur Kapelle der Auditoren begab und die übliche Frage, ob der Papst

gewählt sei, stellte, kehrte auf das erhaltene Nein wieder heim. Das Volk sah die leichte Rauchsäule und zerstreute sich mißmuthig. Am Nachmittage des 16. Juni endlich erhielt Mastai 36 Stimmen, zwei Stimmen über die zwei Drittheile. Er ward betroffen, verwirrt, er vermochte kaum die Stimmen zu verlesen, er zitterte am ganzen Körper und mußte sich eine Zeit lang ausruhen. Er sank dann auf die Stufen des Altars hin und flehte zu dem Gekreuzigten, daß Er ihn, Seinen erkorenen Stellvertreter in dieser schwersten Stunde seines Lebens kräftige und erleuchte. Nachdem er eine Weile im heißen Gebete versunken war, erhob er sich gestärkt und antwortete auf die Frage der Cardinäle, ob er die Wahl annehmen wolle, mit fester Stimme, gleichsam als käme die Frage aus dem Himmel und antwortete er dem Heilande: „Siehe, ich bin Dein unwürdiger Diener, Herr! Dein Wille geschehe. Ich nehme die Wahl an.“

Auf diese Erklärung brachten die Cardinäle ihrem früheren Mitbruder und nunmehrigem Oberhaupte die üblichen Huldigungen dar. Zunächst wurden die über den Sitzen der Cardinäle angebrachten Thronhimmel zurückgeschlagen mit Ausnahme des am Sitze Mastai's befindlichen, die Kirchenfürsten rückten ehrfurchtsvoll von ihm ab, um dadurch seine Erhöhung zu versinnbildlichen. Der Gewählte erklärte sodann, daß er den Namen Pius IX. annehmen wolle, in dankbarer Erinnerung an den großen Papst Pius VII., seinen väterlichen Gönner und Vorgänger auf dem Bischofstuhle zu Imola.

Da der Abend zu weit vorgeschritten war, konnte die Wahl dem ungeduldigen Volke nicht sofort verkündet werden, sondern wurde dies auf den folgenden Tag angesetzt.

So war Mastai auf der höchsten Stufe kirchlicher Würden angelangt, auf den erhabensten aller Throne berufen: welche Gedanken mögen sich, so wird man billig fragen, nach der Wahl seiner bemächtiget haben? Die Antwort erfahren wir aus einem an seine Brüder gerichteten Schreiben Pius' IX. vom 16. Juni, dreiviertel Stunde vor Mitternacht, in welchem er den Adressaten seine Erwählung anzeigt. Er spricht darin von der unermeßlichen Bürde, die mit dem ihm überkommenen Amte, „der erhabensten



Inneres der St. Peterskirche in Rom.

Würde dieser Erde", verbunden sei. Er bittet seine Brüder, sie möchten beten für ihn, damit Gott ihm beistehe in seiner „großen Ohnmacht." — Zum Schluß legt er ihnen ermahnend noch die Bitte an's Herz, die für eine etwaige öffentliche Feierlichkeit bestimmte Summe zum Besten der Stadt zu verwenden und nicht zu frohlocken, sondern ihn zu bemitleiden.

Welch erhabene Worte der priesterlichen Demuth angesichts einer solchen Erhöhung!

Am 17. Juni Morgens um 9 Uhr wurde unter den 101 von der Engelsburg abgegebenen Salutschüssen die Wahl verkündet. Der Verschluß am Quirinal fiel, auf dem Balkon des Palastes zeigte sich das päpstliche Kreuz, und heraustrat, inmitten der Cardinäle, bekleidet mit den päpstlichen Gewändern, die mächtige Gestalt des Papstes.

Die vielen Tausende der Gläubigen sanken auf die Kniee, und Pius IX. ertheilte, nachdem er zweimal vergebens mit der ihn befangenden Rührung gekämpft, die Arme weit ausgestreckt, als wollte er sein Volk umarmen, diesem den dreifachen Segen.

Das Volk, welches sich durch die Feierlichkeit des Augenblickes in den Ausbrüchen seiner Freude nur schwer zurückhalten ließ, brach nun in ein begeistertes Lebehoch für Pius IX. aus. Und die Begeisterung pflanzte sich fort durch die Stadt und brach sich wieder an den Mauern des stolzen Quirinals.

Am lautesten aber riefen die ehemaligen Zöglinge von Tatagiovanni, die im Triumphe ihres ehemaligen Direktors einen Lohn der Vaterliebe erblickten, mit der er sie stets beglückt. Und nicht konnte die kleine Schaar der treuen Leute warten, das Lob des neuen Papstes zu verkünden, des „Vaters der Armen", wie sie ihn nannten.

Nun folgten für Pius Tage des Glanzes und der Huldigungen.

Am 21. Juni, am fünften Tage nach der Erwählung, fand die Krönung statt. Dieselbe ging folgendermaßen vor sich. Der Papst begab sich, nachdem ihm die päpstlichen Gewänder angelegt worden waren, im feierlichen Zuge in den erhabenen Petersdom. An der Spitze des Zuges befanden sich der Consistorial-Advokat, die Kämmerer und Prälaten, die Cardinäle, die städtischen Behörden und

der Gouverneur der Stadt. Hinter diesen wurde der heilige Vater in einem Tragsessel getragen; darauf folgten die Befehlshaber der Nobelgarde und der Linientruppen &c. und die Schweizer. An der Porta Santa, d. h. jenem Thore der Peterskirche, welches nur bei



Procession zur Papstkrönung.

Jubiläen geöffnet wird, machte der Zug Halt. Der Papst ließ sich auf einem Throne nieder, empfing, während die Gesänge „Ecce sacerdos magnus — Siehe den Oberpriester" und „Tu es Petrus — Du bist Petrus" dahintönten, vom Capitel Sanct Peter den

Fußkuß und ließ sich die Schlüssel des Domes übergeben. Hierauf begab sich der hl. Vater mit dem Zuge in das Innere der Kirche, — in der Kapelle des hl. Gregor wurde ihm die Huldigung der Cardinäle ertheilt. Der Papst stimmte, nachdem das Te deum beendigt war, die Terz an und bekleidete sich, während diese gesungen wurde, mit den hohenpriesterlichen Meßgewändern und näherte sich dem Hochaltar. Dort nahmen ihn die jüngsten Cardinal-Priester Namens der Apostelfürsten in Empfang und küßten ihm Angesicht und Brust. Während der Zug sich dahin bewegte, fand jene erhabene Ceremonie statt, welche den Erkorenen jedesmal auf die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge aufmerksam machen soll. Ein Ceremonienmeister verbrannte nämlich angesichts des Papstes einen an einem silbernen Stabe befindlichen Büschel Werg, dabei laut rufend: „Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt.“ Am Hochaltar kniete der Papst nieder und begann das feierliche Hochamt. Nach dem Confiteor bedeckte er sich und nahm, das erstemal als Nachfolger Petri, auf dem Stuhle des Apostelfürsten, dem Hochaltar gegenüber, Platz. In diesem Augenblicke hing ihm der älteste Cardinaldiakon das Pallium um. Nach dem Gloria begaben sich der erste Cardinaldiakon mit noch zwei Andern in die Apostelgruft und sangen die Krönungslitanei, während der ehrfurchtsvoll zusammenschauernde Chor in der Kirche mit der Antwort: „Tu illum adjuva, Du stehe ihm bei“, Gottes Schutz auf das Haupt des neuen Papstes herabrief. Der hl. Vater ertheilte am Schluß der hl. Messe den Segen, verrichtete vor dem Grabe Petri die Danksagung, betete noch einmal in der sogenannten Sakramentskapelle und wurde dann auf die hohe Loggia der Peterskirche hinaufgetragen, wo die Krönung, dem unten am Petersplatze versammelten Volke sichtbar, vollzogen werden sollte.

Auf der Loggia ließ sich der hl. Vater auf den dort aufgestellten Thronsessel nieder. Die Antiphon »Corona aurea super caput ejus — eine goldene Krone auf sein Haupt“ wurde gesungen, der zweitälteste der Cardinaldiakonen nahm ihm die bischöfliche Mitra vom Haupt und setzte ihm die Tiara, die dreifache Krone der Päpste, auf.

Damit war die Krönung vollzogen, und der hl. Vater ertheilte



Papst Pius IX. ertheilt den Segen vom Balkone der Peterskirche.

das erstemal, die Hände gegen das ehrfurchtsvoll knieende Volk ausbreitend urbi et orbi (der Stadt und Welt) den päpstlichen Segen.

Nun wurde der Papst in die Sixtinische Capelle zurückgeleitet, wo ihn der älteste Cardinal Namens aller seiner Standesbrüder beglückwünschte.

In der Stadt wogte das Volk, Freude auf den Gesichtern, umher, Abends war ganz Rom feenhaft beleuchtet.

Noch vor der Krönung, aber anläßlich derselben, ertheilte der hl. Vater unter der Voraussetzung der Würdigkeit einen vollkommenen Ablaß. — Zugleich beging er am Krönungstage einen Act großartiger Wohlthätigkeit. Er ertheilte nämlich außer dem üblichen Geschenke von je einem halben Franken an 9000 Arme an 500 Mädchen aus der Provinz eine Aussteuer von 25 Franken und an 52 Jungfrauen von Rom eine solche von je 250 Franken. Endlich wurde die Rückgabe aller in den letzten drei Monaten eingelegten Pfänder bis zum Betrage von $2\frac{1}{2}$ Franken aus dem städtischen Leihhause angeordnet.

Elftes Kapitel.

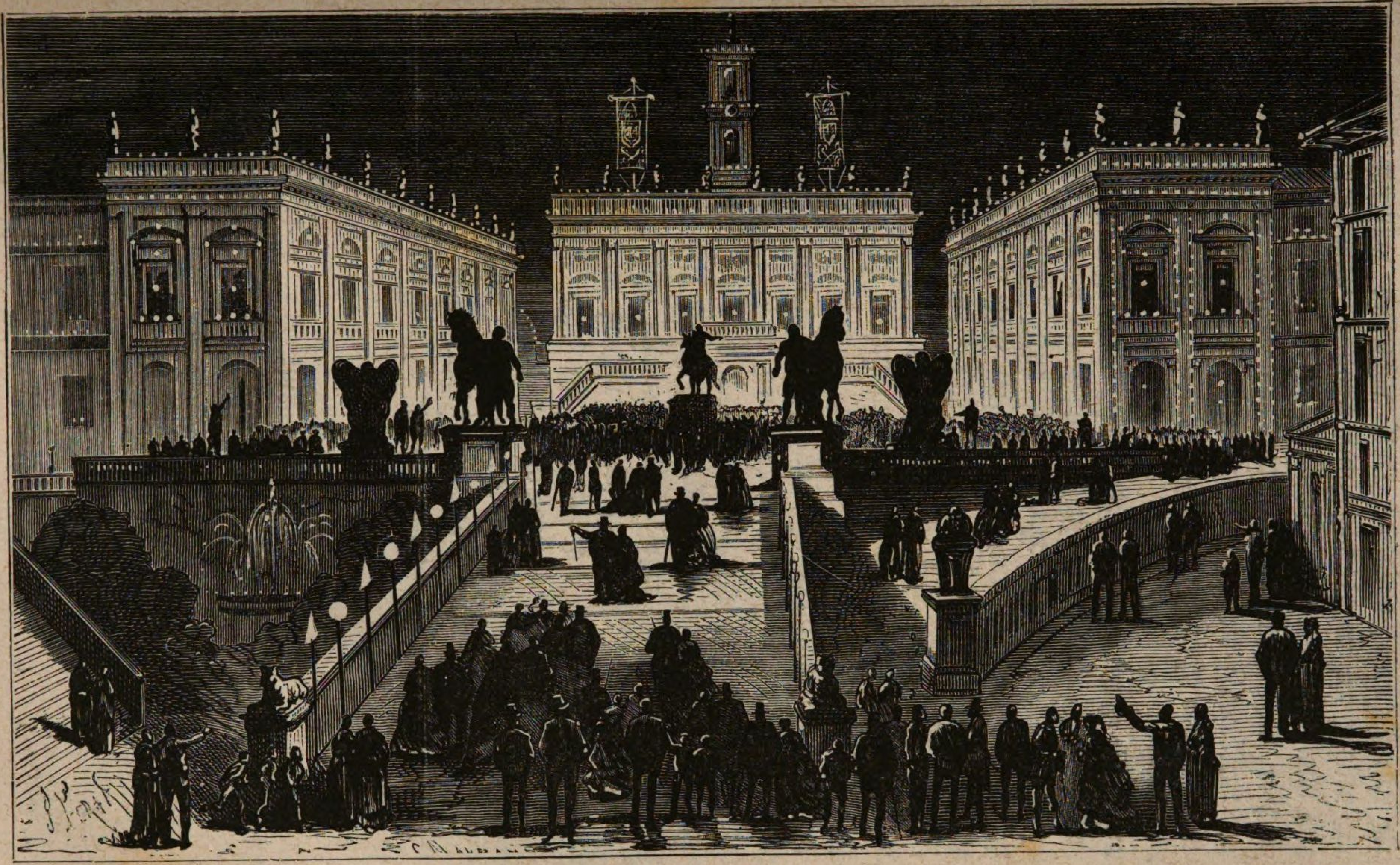
Wie sich Pius IX. einrichtete und was sich das Volk von ihm erzählte.

Von den ihm in Rom zu Gebote stehenden beiden Palästen, dem Quirinal und dem Vatikan, wählte Pius IX. den erstern zum beständigen Aufenthalte. Sofort stellte er auch seine Tages- und Lebensordnung fest, welche er mit den durch die Zeit und die Oertlichkeit bedingten Aenderungen bis zum heutigen Tage beibehielt.

Felix Clavé, sein Biograph vom Jahre 1848, berichtet darüber Folgendes: Der Papst steht regelmäßig um 6 Uhr Morgens auf, und gewohnt, sich so wenig wie möglich bedienen zu lassen, bedient er sich selbst Von den Gewohnheiten der Aristokraten hat er nur eine außerordentliche Neigung für Reinlichkeit beibehalten.

Um halb acht Uhr liest der hl. Vater die hl. Messe in seiner Hauskapelle und wohnt dann einer andern bei, welche einer seiner Hofkapläne feiert. Um halb neun Uhr hat er seinen priesterlichen Pflichten genügt, seine Seele ist gestärkt im Gebete und in der Communion, sein Geist ist frei und vorbereitet für die Aufgaben des Tages. Aus der Kapelle begibt er sich in sein Arbeitszimmer, wo er ein leichtes Frühstück, einige Stückchen in einem aus Kaffee und Chocolade bestehenden Getränke getunkten Zwiebackes, zu sich nimmt.

Mittlerweile erstatten die Hausbeamten Bericht und empfangen die nöthigen Anordnungen in Bezug auf die Audienzen, die Spazierfahrt, die Polizei- und Palastverwaltung. Nun regt es sich in den Seitengallerien des sogenannten Ehrenhofes, nach und nach kommen Beamte, einfache Bittsteller, rollen die Wagen der Cardinäle, Minister und aller jener Personen heran, denen der



Beleuchtung des Capitols.

hl. Vater die Ehre einer Audienz gewährt. Der hl. Vater empfängt alle Welt, Cardinäle, Gesandte, Minister ꝛc., ohne Ausnahme, in seinem Arbeitszimmer. Man gelangt dahin durch einen großen Treppengang, im linken Flügel des Palastes. Zwei Schweizer bewachen das äußere Thor des Vestibüls, in welchem sich mehrere Bedienstete in päpstlichen Livreen befinden. Man durchschreitet dann mehrere Salon's, in welchen sich die dienstthuenden geheimen Kämmerer aufhalten. Der letzte der Säle führt gerade in das Zimmer des Papstes. Man kann sich nichts Einfacheres denken als die Ausstattung dieses Zimmers. Es enthält nämlich an Möbeln nur einen mit dem nöthigen Schreibgeräth versehenen Tisch, auf welchem ein Kruzifix steht, einen Lehnstuhl für den Papst und einen andern Stuhl, auf welchen er Personen von besonderer Auszeichnung sitzen heißt.

Jeder, der den hl. Vater aufsucht, mag er nun der stolze Vertreter einer Großmacht, ein Cardinal oder ein armer Bittsteller sein, findet ihn stets beschäftigt. Nicht selten behält er in der Hand die Feder, als wollte er andeuten, man möge seine Zeit nicht zu lange in Anspruch nehmen. Es wird versichert, die Gesandten hätten sich gewöhnt dieser stummen Andeutung mit großer Gewissenhaftigkeit nachzukommen.

Um zwei Uhr ist der Empfang beendet. Der Papst nimmt nun in seinem Speisezimmer sein Mittagsmahl zu sich. In Rom speist er immer allein, nach einem von dem Nachfolger Leo's X. eingeführten Brauch. Nur wenn er Sommeraufenthalt nimmt, ladet er den einen oder andern Cardinal zur Tafel; in solchen Fällen ist zur Bezeichnung seiner Würde der Stuhl und das Gedeck des hl. Vaters ein wenig über die der Gäste erhöht. Die Speiseordnung der Päpste war seit dem 16. Jahrhundert einfach und frugal. Unter Gregor XVI. wurden 15 Franken täglich dafür ausgegeben; Pius IX., der als Bischof nie mehr als 5 Franken ausgab, sah sich, nachdem er Papst geworden, nicht veranlaßt, die Kosten zu erhöhen. Die Mahlzeit des Papstes dauert zwanzig Minuten, welche ihm der getreue, unsern Lesern noch von Imola her bekannte Baladelli durch Unterhaltung verkürzt. Nach dem Mahle betet der hl. Vater den Schluß der priester-

lichen Tageszeiten, und begibt sich auf ein halbes Stündchen zur Ruhe. Um 3 Uhr macht er einen Spaziergang im Garten und läßt sich Zeitungen vorlesen, oder unterhält sich sonst über die Tagesgeschichte.

Um 4 Uhr Nachmittags, in der Regel geschieht dies nur Dienstags und Donnerstags, sind die Wagen zur Spazierfahrt bereit. Man fährt aus der Stadt, und außerhalb der Thore angekommen, steigt der Papst aus, und ergeht sich ein Stündchen zu Fuß. Am liebsten sucht er Andachtsörter, Klöster oder auch Spitäler auf. Während dieser Spazierfahrt sieht sich der Papst nicht selten von armen Frauen und Kindern umringt, die ihm ihr Leid klagen oder ihn um irgend eine Gnade bitten. Er hört Alle mit Geduld an, tröstet hier, gibt dort, bestellt diesen oder jenen in den Palast. Manchmal erwartet ihn ein weniger trauriges Schauspiel. Es sind Landleute, die den Papst in der Ferne bemerkt und ihn nun, die Mädchen mit Blumensträußen voran, nach ihrer urwüchsigen Art begrüßen.

Um 6 Uhr ist der Papst wieder zu Hause. Er begibt sich, nachdem er die noch übrigen Gebet vollendet, nochmals an die Arbeit, wobei er diejenigen Persönlichkeiten empfängt, die von Amtswegen vorsprechen, oder die Ehre haben zu einer privaten Abendaudienz zugelassen zu werden. Diese Gunst ist sehr schwer zu erlangen. Frauen erhalten sie niemals. Um 10 Uhr Nachts, oft noch später, begibt sich Pius IX. zur Ruhe.

Diese Tagesordnung des Papstes erleidet nur durch die Sitzungen, denen er präsidirt, und die Festlichkeiten eine Ausnahme, sonst bleibt sie sich Tag für Tag gleich.

So hatte sich Pius mit einer Prunklosigkeit umgeben, die zu den kostspieligen Gewohnheiten anderer Regenten und zu den ihm zu Gebote stehenden Mitteln im Widerspruche steht. Schon in den ersten Tagen schaffte er mehrfach den seiner hohen Würde wohl entsprechenden Luxus ab. So verminderte er den Bestand des päpstlichen Marstalles von 90 Pferden auf 25 Stück und setzte die mit 150,000 Franken bemessenen Ausgaben für Gärten auf 15,000 herunter. Seine Sparsamkeit, die der Absicht entsprach, den öffentlichen Säckel so wenig wie möglich in Anspruch zu nehmen,

erstreckte sich auch auf an und für sich unbedeutende Dinge, die aber zusammen größere Summen in Anspruch nahmen. So war es vor ihm Sitte, während der heißen Jahreszeit eine größere Menge erfrischender Getränke bereit zu halten. Als nun Pius IX. einstmal Orangenwasser forderte, brachte ihm der Diener eine Menge von Erfrischungen und Pasteten. Man erklärte dem verwunderten Papste die Sitte; dieser wollte aber fürder nichts davon wissen, und befahl, daß man ihm in Zukunft nur das Verlangte bringen solle: eine Orange und eine Tasse; den Trunk wolle er sich selbst bereiten. Sein Bedarf an Kleidern und Wäsche war mehr wie mäßig; noch zwei Jahre, nachdem er Papst geworden, trug er dieselbe leinene Soutane, die er sich nach seiner Wahl hatte machen lassen, und es kostete den guten Baladelli viele Mühe, den Papst zum Anlegen einer neuen seidenen Soutane zu bewegen.

Die Züge einer solchen musterhaften Einfachheit, mit der sich Pius IX. einführte, mußten bald bekannt werden und ihm die Herzen Aller öffnen. Und nicht lange dauerte es, da erzählte man sich überall, wie leutselig, wie herzlich der hl. Vater selbst mit dem Aermsten umgehe. Wir greifen von den Anekdoten nur die bezeichnendsten heraus.

Eines Tages, der Papst will aus dem Kloster der Salesianerinnen nach Hause fahren, tritt ein kleiner Knabe an ihn heran mit der Frage: „Bist du der Papst?“ — „Ja, mein kleiner Freund,“ antwortete Pius lächelnd; „was möchtest du von mir?“ — „Ach,“ antwortete der Junge weinend, „ich habe keinen Vater mehr.“ — „Tröste dich, mein Kind,“ redete ihm der Papst gütig zu, „ich will dein Vater sein.“ Der muthige Bittsteller wurde sofort in einem Waisenhause versorgt.

Ein armer Kärrner, dem das Pferd gefallen war, kommt auf die Idee, sich an den Papst zu wenden, daß er ihm ein ausgemustertes Pferd aus dem päpstlichen Marstalle schenke. Nicht lange dauert es, und der Wagenhalter kann ein gutes Pferd, Geschenk des Papstes, vor seinen Karren spannen. Und damit der Unterschied zwischen dem vornehmen Pferd und dem elenden Gefährte ausgeglichen werde, hat ihm der Papst noch einige Goldstücke gegeben.

Ein Soldat nimmt sich den Muth, dem Papste beim Aussteigen aus dem Wagen ein Kommißbrod zu überreichen. Der Papst merkt, daß der Soldat ihn auf dessen Ungenießbarkeit aufmerksam machen wolle, und fragt ernst, ob das Brod immer so schlecht sei? „Immer,“ antwortete der beherzte Militär. Der hl. Vater nimmt das Brod mit, läßt die Sache untersuchen, und der gewissenlose Lieferant wandert, nachdem er abgesetzt worden, in die Engelsburg.

Einem Paßbeamten im Polizeibureau, den er überrascht, diktirt Pius IX., weil jener die armen Leute auf ihre Pässe zu lange warten läßt und derweilen behaglich frühstückt, auf der Stelle 50 Paoli Strafe.

Im großen Pilgerhaus zur Dreifaltigkeit ist, kurz bevor Pius IX. daselbst zu einem Besuche desselben eintrifft, ein preußischer armer Priester angelangt. Man hat an demselben den ersten Brauch der Gastfreundschaft, die Fußwaschung, noch nicht vornehmen können. Der Papst vollzieht selbst die Waschung an dem beglückten Priester, den er erst entläßt, nachdem er ihm die Füße getrocknet, sie geküßt und ihm seine Unterstützung verabreicht hat.

Die protestantische Frau eines katholischen Mannes beklagt sich beim Papste, ihre Schwiegereltern plagten sie fortwährend wegen ihrer Confession. Voll Güte antwortet der Papst: „Gehen Sie nach Hause, meine Tochter; fortan soll Sie Niemand mehr in der Uebung ihrer Religion hindern.“ Nun geschieht aber das Seltsame, daß die Beschwerdeführerin durch das liebreiche Wesen Pius'IX. sich so ergriffen fühlt, daß sie auf der Stelle bittet, in den Schooß der hl. Kirche zurückkehren zu dürfen. Aber der Papst heißt sie nach Hause gehen, da man solche Entschlüsse nicht im Augenblicke der Begeisterung fassen dürfe.

Ein sterbender Edelmann, erzürnt darüber, daß einer seiner beiden Söhne, den er zum alleinigen Erben einzusetzen beabsichtigt, durchaus mit dem Bruder theilen wolle, bestimmt, daß derjenige Priester sein Erbe sein solle, welcher am Tage des Begräbnisses die erste Messe in der Pfarrkirche des Verstorbenen lesen würde. Pius IX. läßt an dem gegebenen Morgen sich in aller Frühe die

Pfarrkirche öffnen und liest selbst die hl. erste Messe. Nun fällt ihm nach dem letzten Willen des Erblassers der Nachlaß zu, und der Papst vertheilt ihn an die beiden Söhne des Verstorbenen.

Vorzüglich sprach in Rom die Mittheilung an, daß der Papst einem beim Militär Dienenden jede Hoffnung darauf benahm, daß die Verwandtschaft mit dem Papste ihm zur Beförderung verhelfen werde. Es wurde bald bekannt, daß er einen andern Neffen, den nunmehrigen Stammhalter des gräflichen Hauses, der nach Rom gekommen war, um den ihm nach dem Papste zukommenden Fürstentitel sich verleihen zu lassen, nach Sinigaglia zurückkehren hieß. Das Vermögen des Bittsuchers, meinte der Papst, sei nicht groß genug, um den Fürstentitel mit Glanz zu führen. Pius IX. aber besäße zu wenig, um Jenem die nöthigen Mittel zu geben. Aehnlich bedeutete er andere Verwandte.

All' diese Züge der Gerechtigkeitsliebe und Herzensgüte Pius' IX. erzählte sich das Volk, welches deren Werth um so höher hielt, nachdem es die Erfahrung machte, daß all die bewundernswerthen Handlungen des Papstes ein Ausfluß seiner Persönlichkeit waren, daß er nichts damit suchte, daß er nichts scheinen wollte, weder an sich, noch im Vergleiche mit seinen Vorgängern: nicht größer, nicht mittheilsamer, nicht leutseliger.

Zwölftes Kapitel.

Die ersten Tage des neuen Papstkönigs.

Der wegen seines Goldmundes auf Kanzel und Rednerbühne berühmte Pater Ventura, gewesener Theatinergeneral hatte sich auf der Reise von Rom nach Palermo den Arm gebrochen und mußte in Folge der Ungeschicklichkeit eines Dorfarztes, bei dem er die erste Hilfe gesucht, in Neapel einer zweiten Operation sich unterziehen. Um diese Zeit passirte gerade der Cardinal Pignatelli, auf der Reise zum Conclave begriffen, Neapel, wo der berühmte Theatiner auf dem Schmerzensbette lag. Der Cardinal besuchte ihn und bat ihn um sein Urtheil über die politische Lage, die maßgebenden Personen und über jene Persönlichkeiten, die bei der Papstwahl für den Freund der Kirche und der Ordnung hauptsächlich in Frage kommen könnten. Pater Ventura antwortete, die Eminenz dürfte nur zwischen drei Persönlichkeiten eine Wahl treffen: den Cardinälen Gizzi, Falconnieri und Mastai. Außerhalb des Kreises dieser Männer, wie groß auch das Verdienst und die Würde der Herren sei, gebe es weder ein genugsam freisinniges Gemüth, um der Willkür ein Ende zu machen, noch eine so starke Hand, welche den drohenden Wirren begegnen könnte. In Rom wären nur zwei Parteien: die revolutionäre und die der unbeschränkten Herrschaft. Wollte nun Eminenz die Charaktere der genannten drei Cardinäle kennen lernen, so müßten diese folgendermaßen gekennzeichnet werden: Gizzi sei der Mann der Gesetzlichkeit, Falconnieri der Mann der christlichen Wissenschaft und Mastai der Mann der Pflicht. Pignatelli reiste nach Rom und wirkte für den Mann der Pflicht.

Pius IX. wurde gewählt, und sofort stand er als König des Kirchenstaates einem Berge von Wirren gegenüber. Als vorzüglich erleuchteter Politiker wußte er sich rasch einen Ueberblick über die allgemeine Lage zu verschaffen. In ganz Europa gährte es; Frankreich ertrug nur mit Widerwillen die Herrschaft des „Bürgerkönigs" Ludwig Philipp, in Oesterreich und Deutschland verdichteten sich die Bestrebungen nach der Ungebundenheit des Einzelnen gegenüber der Staatsgewalt, in Italien zeigten sich die Anfänge der Revolution, die in Frankreich zwei Jahre später den französischen Thron umstürzen, die andern Throne in ihren Grundfesten erschüttern sollten, immer unverhohlener, die nationale Idee, d. h. der Gedanke, die bestehende Gewalt zu stürzen, namentlich das in Lombardo-Venetien gebietende Oesterreich zu verjagen und die in andern italienischen Staaten herrschenden Fürsten fremder (österreichischer und französischer) Abkunft zu entsetzen und ein einiges, aber doch verbündetes Italien zu gründen, fand immer mehr Anhänger. Im Kirchenstaate waren diese Parteien größer und dichter. Nicht zurückscheuend vor dem Rückblicke auf mehrfach gescheiterte aufständische Erhebungen, sammelte sich diese Partei „der neuen Zeit" nach Außen und Innen und wendete alle Mittel auf, um in dem geeigneten Augenblicke schlagfertig zu sein. Kurz und gut, die Gegensätze waren auf die Spitze getrieben: auf der einen Seite befanden sich die fieberhaft erregten von der revolutionären Epidemie angesteckten Geister, auf der andern Seite ein bis zur ungewohnten Höhe von 185,000 Franken verschuldeter Staatsschatz, mit politischen Sträflingen gefüllte Gefängnisse, 1500 Verbannte, im Auslande Haß gegen den Kirchenstaat schürend.

Dies Alles sah und wußte Pius IX., und sofort stellte er sich die doppelte Aufgabe: seiner Pflicht, das Erbe Petri aufrechtzuhalten, zu genügen und anderseits durch angängliche Zugeständnisse der drohenden Anarchie zu steuern. Wenn ihm letzteres nicht gelungen, wenn ihn nach einjähriger Regierung die Fluth der Revolution wegschwemmte, er flüchten und die heilige Roma zügellosen Horden überlassen mußte: seine Politik war daran ebenso wenig schuld wie der gute Wille der echten Römer. Wo die

Parteien so schroff einander gegenüberstanden, wie die von Pater Ventura, der selbst die Richtschnur des richtigen Handelns verlor, geschilderten in Rom, die Revolutionäre und die der strengen Hand, wo es an einer besonnenen starken Mittelpartei fehlte, dort war nur ein Ausgang möglich, die eine mußte die andere bewältigen. Welcher die Umstände günstiger waren oder wurden, diese behielt Oberwasser.

Mit dem Auge des Sehers überschaute Pius IX. den Plan, auf welchem die erbitterten Parteien sich gegenüberstanden. Und als er zwischen beide trat, die eine von unzeitgemäßem Vorgehen, die andere von dem Ueberſprudeln und Explodiren zurückhielt, da that er es mit der festen Absicht, sich für die heilige Sache zu opfern. „Heute beginnen die Verfolgungen," hatte er am Krönungstage zu einem ihm gratulirenden Prälaten gesagt. Seine Politik bestand und mußte bestehen darin, daß er da überflüssige Dämme abbrach, dort die überfluthenden Gewässer wegstauete. Die über ganz Europa sich verbreitende Ueberschwemmung lähmte die Hand des Schiffers, die allgemeine Seuche — es gibt auch geistige Epidemien — machte die Heilmittel des Arztes wirkungslos.

Vorerst freilich bewegte sich das öffentliche Leben in einem verhältnißmäßig ruhigen Flusse.

Die Wünsche des Volkes im Kirchenstaate gipfelten bei der Thronbesteigung Pius' IX. vorzüglich in Folgendem: Allgemeine politische Amnestie, Nationalgarde, Preßfreiheit ohne Censur und Theilnahme des Laienelementes an der Verwaltung von Staat und Gemeinde.

Pius IX. sah ein, daß er, so lange die Forderungen der Oeffentlichkeit in den bescheidenen Grenzen der Bitten und Wünsche blieben, denselben mit kluger Weile entgegen kommen mußte. Einen Monat lang wartete er, bevor er mit seiner einschneidenden Maßregel vor sein Volk trat. Erst spät am Abende des 17. Juli erschien an den Straßenecken ein Erlaß der Regierung, ein sogenanntes Motu proprio (freiwilliger Erlaß), welcher unter gewissen Voraussetzungen die ersehnte Amnestie verkündete. Vorher hatte der Papst im Schooße des Cardinalcollegiums und gegenüber den fremden Gesandten mehr denn einen harten

Strauß wegen dieses Erlasses auszufechten gehabt. Gerade diejenigen, die Gregor XVI. Anfangs der dreißiger Jahre zu einer Amnestie gerathen hatten, widerriethen jetzt dieselbe, ja der österreichische Graf Lützow drohte mit dem Mißfallen seines Hofes. Die Cardinäle, zur Abstimmung darüber geladen, ob die Begnadigung stattfinden solle, oder nicht, warfen zumeist schwarze Kugeln in die Urne. Die Gesandten fertigte der Papst würdig ab, die Cardinäle beruhigte er so, daß er sein weißes Käppchen vom Kopfe nahm und auf die Urne that. „Nun sind alle Kugeln weiß," meinte er, und der Erlaß erschien.

Durch denselben erhielten alle Unterthanen, die wegen politischer Vergehen eingekerkert, verbannt oder öffentlicher Aemter verlustig erklärt waren, vollständigen Nachlaß der Strafen, wenn sie ihr Ehrenwort gaben, in Zukunft die Pflichten guter und getreuer Unterthanen zu erfüllen. Sämmtliche noch schwebende politische Criminalprozesse sollten niedergeschlagen werden. Von der Amnestie ausgenommen waren außer den gemeinen Verbrechern nur die kleine Zahl von Geistlichen, höhern Militärpersonen und Staatsbeamten, die geflohen, verurtheilt oder in Untersuchung waren. Am Schlusse sprach der Erlaß die Hoffnung aus, daß die Begnadigten nunmehr ihre Pflichten erfüllen und sich aufrichtigen Herzens unterwerfen würden.

Es war, wie gesagt, schon Nacht, als das Decret der Oeffentlichkeit übergeben wurde; da bemerkte ein Spaziergänger den Erlaß, entzifferte ihn und stieß einen Freudenschrei aus. Sofort strömte das Volk zusammen, Hunderttausende von Menschen verließen die Cafés und Läden und umlagerten die Oertlichkeiten, an welchen amtliche Nachrichten angekündigt zu werden pflegten. Kerzen und Fackeln wurden herbeigeholt, Jeder wollte den freudenreichen Erlaß lesen und nochmals lesen. Man drängte sich, schlug sich, um daran zu kommen, dann weinte man, und umarmte sich Alles, die Menge schwamm in Glückseligkeit, es war eine Trunkenheit, ein Delirium. Hierauf zog ein Heer von Menschen vor den Quirinal, um dem Papst zu danken und um den Segen zu bitten. Dreimal, um 9, 10 und 11 Uhr, mußte der hl. Vater am Balkon erscheinen, die Dankesbezeugungen des Volkes

entgegenzunehmen und es zu segnen. — Es improvisirten sich Festzüge mit Fackeln und Musik, die Spitzen der hohen Denkmäler wurden bengalisch beleuchtet. Am andern Tage wurde das Plakat mit Guirlanden umgeben.

Als der hl. Vater an diesem Tage aus der Missionskirche, wo er gelegentlich des Festes des hl. Vincenz v. Paula celebrirt hatte, nach dem Quirinal zurückfuhr, spannten ihm trotz seiner Abwehr jüngere Leute die Pferde aus dem Wagen und zogen diesen selbst nach Hause. Die Straßen, die Fenster, die Dächer waren mit Menschen besetzt, Alles jubelte dem Papste zu.

Nicht dieser Gnadenact war es allein, der die Römer in so freudige Erregung gebracht, vorher hatte der hl. Vater viele Schuldgefangene losgekauft, die in der Provinz noch bestehenden Kriegsgerichte aufgehoben, und bestimmt, daß an jedem Donnerstag seine Unterthanen ungehindert ihre Anliegen beim Papste vorbringen könnten.

Auch außerhalb Rom's wurden Freudendemonstrationen veranstaltet, Bologna zierte seinen Hauptplatz mit dem Bildnisse des Papstes, Ancona ließ das Amnestiedecret in goldenen Lettern auf einer Marmorplatte verewigen. — Pius IX. aber ließ in einer Bekanntmachung vom 20. Juli das Volk bitten, von solchen allzu lebhaften Demonstrationen abzulassen. Diese Bitte war aus der richtigen Erkenntniß geflossen, daß das zu viele Jubiliren das Volk des ruhigen, kühlen Denkens entwöhne, und es zur Beute jener Wölfe mache, die den Hirten einschläfern wollen, um zuerst ihn, dann die Heerde zu zerreißen.



Dreizehntes Kapitel.

Die letzten Tage des ersten Regierungsjahrs.

Wir werden in der weitern Schilderung der Handlungen und Erlebnisse des Papstkönigs in den ersten zwei Jahren seiner Regierung wenig sonnige Tage mehr finden; das Glück der jungen Freiheit, welches die Römer Anfangs so verständnißvoll zu würdigen verstanden, wir werden sehen, wie die Hexenmeister der Revolution es in eine Quelle der Trübsal für den hl. Vater umwandeln; die Freudenzüge werden unter unsern Augen zu Orgien politischer Wüstlinge herabsinken; wir werden hören, wie man dem guten Papste anstatt des Hosanna, das „Kreuziget ihn" zurief. Um diese Wandlung zu verstehen, müssen wir den Leser mit zwei Persönlichkeiten bekannt machen, welche soviel dazu beitragen sollten, den Papst den bittern Kelch der schwarzen Undankbarkeit und der Mißgunst bis zur Neige leeren zu lassen. Wir stellen ihm die zwei Personen vor: *Giuseppe Mazzini* und *Angelo Brunetti*, jetzt beide schon vom Herrn abberufen, um die Strafe für ihre Missethaten zu empfangen.

Joseph Mazzini, der Sohn eines Arztes und Professors zu *Genua* gab die besten Hoffnungen ein wackerer Katholik zu werden; aber die Kameraden der Universität und der geheimen Gesellschaften vergifteten sein so wohl angelegtes Gemüth. Im Jahre 1831 mußte er, als Theilnehmer der Verschwörung, nach Marseille flüchten, wo er den Haß gegen die heimische Regierung schürte und die Jugend Italiens unter dem Namen eines Bundes von „Jung-Italien" zu meuterischen, gegen die weltliche und geistliche Gewalt gerichteten Anschlägen zu vereinigen wußte. 1842

mußte er auch aus der Schweiz fliehen und schleuderte von London revolutionäre Brandschriften in die Welt.

Dieser Mann also leitete zur Zeit der von uns berichteten Ereignisse von Paris aus die ganze sogenannte „freisinnige“ Bewegung, alle die Demonstrationen geschahen auf sein Geheiß, und die römischen Agenten waren seine Policinells. Wir besitzen seinen Generalbefehl, ein Schriftstück von infernalischer Tücke. Wir greifen den Zwecken unseres Buches gemäß einige Sätze aus demselben heraus. Mazzini sagt unter Anderm: Benützet die geringste Conzession, um die Volksmassen zu versammeln, wäre es auch nur, damit sie ihre Dankbarkeit an den Tag legen. Festzüge Gesänge, Versammlungen knüpfen mancherlei Beziehungen unter Menschen von verschiedener Denkungsart, begünstigen die Ausbreitung von Ideen, geben dem Volke die Ueberzeugung von seiner Kraft, und machen es lüstern nach der Herrschaft.. Große Herren kann man bei ihrer Eitelkeit fassen, überlaßt ihnen den ersten Platz, wenn sie mit euch gemeinsam handeln wollen. Nur wenige werden mit uns bis zum Ende ausharren. Die Hauptsache ist, daß der Abgrund der großen Revolution ihnen unbekannt bleibt.... Ferner sagt er: In Italien besitzt die Geistlichkeit große Schätze und das Vertrauen des Volkes. Ihr müßt sie in beiden Beziehungen zu behandeln wissen.... Dann: Sprechet oft und viel von dem Elend und den Bedürfnissen des Volkes... Weiter: Gibt ein Fürst ein freisinniges Gesetz, so spendet ihm Lob und bittet ihn um ein anderes.... Die geistliche Gewalt ist personifizirt in den Jesuiten: der Haß, der sich an diesen Namen knüpft, ist schon eine Macht für uns.

Diese Lehren sollten nur zu gut befolgt werden. Ihr eifrigster Beförderer war der zweite Mann, den wir den Lesern vorgeführt, Angelo Brunetti. Dieser, von Hause aus Kärrner, hatte sich durch Länderpachtungen und Fouragelieferungen ein artiges Vermögen erworben. Auf die, durch dasselbe gegründete gesellschaftliche Unabhängigkeit gestützt, verstand er es, durch seine volksthümliche Beredsamkeit, die ihm den Namen eines kleinen Cicero, Ciceruacchio, eintrug, und seine Art, überall, wo Tausende darum wußten, als

Helfer in der Noth aufzutreten, sich eine ungeheure Popularität zu verschaffen. Hoch und Niedrig suchte seine Gunst, seine Vermittlung; er war der Arzt, der Advokat, der Bankier, der Richter des Volkes; man hielt zu ihm mit einer an Fanatismus grenzenden Anhänglichkeit. Dieser Mann war der gelehrigste Schüler Mazzini's; wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir ihn bei allen Volksdemonstrationen an der Spitze sehen. —

Am 27. Juli hielt der hl. Vater das erste geheime Consistorium und richtete an die Cardinäle die erste Ansprache (Allokution), in welcher er um die Beihilfe der heiligen Versammlung bat, „damit Kirche und Staat in Folge seiner Erhebung keinen Schaden leide." — Auf die von hohepriesterlicher Würde durchgeistigte Ansprache folgte die Erwiderung des Collegiums, in welchem die Großfürsten der Kirche dem hl. Vater ihre rückhaltlose Unterstützung zusagten. Bemerkenswerth ist folgende Stelle dieser Antwort. Nachdem die hochwürdigsten Herren die vorzüglichen Eigenschaften Pius' IX. betont, welche ihre Aufmerksamkeit bei der Papstwahl auf ihn gelenkt, fahren sie fort: „Uns schwebte dabei vor, daß die Kirche in gegenwärtiger Zeit eine vielfach bedrängte sei, und daß verlorene Menschen durch eine zügellose Presse allenthalben die Sitten zu verderben, Unerfahrene in Irrthum zu führen und die katholische Kirche, wie überhaupt alle Gewalt, zu vernichten sich abmühen. In so schwierigen Zeiten mußten wir einen Papst wählen, der im Geiste seiner heiligsten Vorgänger sich muthig, gleich einer ehernen Mauer, einer eisernen Säule, diesen gefährlichen Feinden der Kirche und des Staates entgegenstellt und alle ihre gottlosen Bestrebungen vernichtet, als ein von Gott aufgestellter Schirm und Hort des öffentlichen Friedens."

Böswillige Leute wollten in dieser Stelle eine Ermahnung an den Papst sehen, daß er in seinen Zugeständnissen an die Forderungen der Zeit nicht weiter gehen möchte; sie war nun nichts weniger als das. Wie wenig es übrigens einer solchen Mahnung bedurfte, bewies Pius IX. vier Tage später, da er einen Besuch bei den viel angefeindeten, für die Kirche so hochwichtigen Vätern der Gesellschaft Jesu machte. Seine Absicht, in der Hauptkirche der Gesellschaft die Messe zu lesen und dem Volke die Communion aus-

zutheilen, mußte er in Folge einer Unpäßlichkeit aufgeben. Als sich der Papst aus der Kirche zum Frühstück in das Ordenshaus begeben wollte, schrieen ihm zwei Individuen zu, die Chokolade der Jesuiten sei vergiftet. Es stellte sich heraus, daß man gewagt hatte, mit dem Papst Komödie zu spielen; die Rufer waren bezahlt gewesen.

Der Papstkönig schritt mit festem Sinne, ohne sich von den Furchtsamen zurückzuhalten, von den Brauseköpfen hinreißen zu lassen, in der Verwirklichung seines Programmes vorwärts. Am 30. Juli wurde der Cardinal Gizzi, den sich die Römer, da er nun einmal nicht Papst geworden, zum ersten Minister wünschten, zum Staatssekretär ernannt. Rom jubelte; bald nachher sollte es den Mann seines Vertrauens zu den Todten werfen.

Unter dem neuen Minister wurde nun eine Reihe praktischer Reformen und Einrichtungen durchgeführt, die dazu beitragen sollten, den wirthschaftlichen Zustand des Staates zu heben, das Wohl des Ganzen wie des Einzelnen zu befördern. Der Plan, die Staatsschuld durch freiwillige Leistungen zu mindern und dazu vorzüglich Welt- und Ordenspriester und Stifter heranzuziehen, war wohl nur ein Behelf, um die Gier nach dem angeblich großen Vermögen der Erstern abzuleiten; wichtig war dagegen die Vereinfachung des Getriebes in der Staatsverwaltung, Beförderung des Eisenbahnwesens, Einführung des unentgeltlichen Unterrichtes für arme Kinder, durch Gründung ähnlicher Anstalten wie Tatagiovanni in allen Provinzen und Aehnliches mehr. Der Papst bewies, daß solche praktische Dinge viel mehr dazu beitrügen, den Wohlstand der Gesellschaft zu heben, als jene Formen, die seit der französischen Revolution als Vorbedingungen staatlicher Freiheit galten, im Grund aber nur durch kluge Anwendung Seitens der Machthaber und gesunden Gebrauch durch das Volk sich bewähren können.

Doch schon war das Volk derart bearbeitet, daß es diese nützlichen Einrichtungen nur im Zusammenhange mit den politischen Zugeständnissen des Papstes würdigte und immer lauter wurde der Ruf nach Einführung der Volksvertretung in Staat und Gemeinde und der Nationalgarde. Und weil Pius IX. sich nichts abringen lassen wollte und durfte, gab man den Jesuiten und den

angeblich in der Regierung noch vorhandenen rückschrittsfreundlichen Elementen die Schuld daran. Den ausgezeichneten Vätern der Gesellschaft Jesu, denen der hl. Vater wiederholt Beweise seiner Werthschätzung gegeben, gewährte er am 2. September eine glänzende Genugthuung für die vielen Anfeindungen von Unten. An diesem Tage wurde nämlich zum Schlusse des Schuljahres die übliche freiwillige Akademie abgehalten. Die Feier gestaltete sich zu einer großartigen Demonstration der Gutgesinnten: außer dem Papste nahmen viele Cardinäle, Bischöfe und die angesehensten Leute der Stadt an derselben Theil. Die Amnestie wurde ein „Triumph der Milde," die Revolution ein „gottloses Wagniß" und „Verbrechen" genannt. Die Schauspieler der gegeißelten Bewegung knirschten vor Wuth; es war aber noch gefährlich, derselben Ausdruck zu geben, und am 8. Sept., dem Feste der Geburt Mariä, als der hl. Vater sich zur Kirche Sta. Maria del Popolo am rechten Ende des Corso begab, veranstaltete man ihm unter der Leitung Ciceruacchio's einen großartigen Freudenzug. Am genannten Platze war ein Triumphbogen mit folgender Inschrift errichtet. Auf der einen Seite: „Ehre, Preis Pius IX., dem ein Tag genügte, seine Unterthanen zu trösten und die Bewunderung der Welt zu erregen." Und auf der andern: „Zur Feier des Triumphes errichtet das Volk diesen Bogen Pius IX. Er hat die Zwietracht durch seine Milde besiegt, die öffentlichen Audienzen gewährt, den Bau von Eisenbahnen vorbereitet, eine Quelle der Bildung und des Reichthums eröffnet. Klatschet Beifall, ihr Nationen: Pius ist der Liebesname, den Jahrhunderte segnen werden." Das Gefolge des Papstes mußte auf dem Corso durch einen Bogen von Blumen schreiten, die Wände der Häuser waren ganz verhüllt von Seide und Sammt, überall war das Bild des hl. Vaters mit Kränzen umgeben, eine unzählbare Menge bedeckte die Terrassen, Straßen, Fenster und Balkone. Auf der Straße bildete eine unabsehbare Doppelreihe junger Leute Spalier, abwechselnd Fahnen und Oelzweige emporhaltend. Als dann der hl. Vater in seiner schlichten, weißen Soutane herankam, erreichte der Enthusiasmus des Volkes den höchsten Grad. Bei der Rückkehr in den Quirinal gab der Papst von der Loggia dem Volke den Segen; dasselbe mußte er Abends

thun, da eine große Schaar Leute darum baten, die vor dem Quirinal erschienen waren, Fahnen mit der Inschrift: „Ewige Treue Pius IX.“ tragend.

Diese Scenen einer geradezu ausgelassenen Freude wiederholten sich, als der hl. Vater sich am 7. Oktober nach Albano und Castel Gandolfo auf's Land begab und als er von dort zurückkehrte. Pius IX. sah sich veranlaßt, den ihm im höchsten Grade mißliebigen lärmenden Aufzügen ein Ziel zu setzen. Schon früher hatte er verlauten lassen, es sei ihm viel angenehmer, wenn man in ihm den Papst als Hohepriester feiere. Am 8. Oktober erschien dann ein Erlaß des Staatssekretärs an alle leitenden Beamten, welcher wie ein kalter Wetterstrahl auf die erhitzten Gemüther wirkte. Es wurde darin ausgesprochen, wie es das Herz des um das wahre Wohl seiner Unterthanen besorgten heiligen Vaters betrübe, wenn er erwäge, daß jene Feste durch freiwillige Geldzusammenschüsse veranstaltet worden, zu denen auch die Armen beisteuern mußten. „Zudem,“ heißt es weiter, „sieht er mit Schmerz, daß viele Volksmassen, solchem Enthusiasmus sich hingebend, ihre häuslichen Beschäftigungen verabsäumen, welche ihnen in den verschiedenen Berufsthätigkeiten ihren Lebensunterhalt gewährten.“ Der Erlaß betonte die Schädlichkeit dieses Vorgehens, bat um die Einstellung derartiger Festlichkeiten, und ordnete an, daß die für ähnliche Zwecke etwa schon gesammelten Geldsummen, wenn sie nicht mehr den Einzelnen zurückerstattet werden könnten, zum Nutzen und Frommen der Gemeinde verwendet werden möchten. Die Stimme der irrgeleiteten Oeffentlichkeit schrieb die Urheberschaft dieses unbequemen Erlasses dem Cardinal Gizzi zu, den sie beschuldigte, dem Einflusse der Reaktionäre unterlegen zu sein, und begann so dem Manne Unrecht zu thun, den sie wenige Monate vorher so ausnehmend gefeiert. Pius IX. machte dann einen Ausflug in das reizende Tivoli, wo er im Hause der Gesellschaft Jesu Aufenthalt nahm. Nach Rom zurückgekehrt, besuchte er mehrere Klöster und Spitäler. Bei einem dieser Besuche ereignete sich ein wunderbarer Vorfall, von dem am Schlusse dieses Buches die Rede sein wird.

Obwohl bereits einzelne Mißtöne in die Beifallssalven sich mengten, welche die Römer ihrem gütigen Herrscher bei jeder Gelegenheit ausbrachten, so war die Stimmung doch im Ganzen eine gehobene; die Fürsorge des hl. Vaters gelegentlich einer drohenden Gefahr und eines Unglückes sollte das Volk noch mehr verpflichten.

Im Jahre 1846 war Mißwachs; stellenweise zeigte sich das schreckliche Gespenst der Hungersnoth. Die päpstliche Regierung, die sich finanziell zu schwach fühlte, um aus eigenen Mitteln beizustehen, öffnete die Häfen für Getreide und Lebensmittel und diese weise Maßregel hatte die gute Folge, daß Rom sich des Ueberflusses erfreute, die Kornkammern von Bologna sogar Neapel und Toscana zu Hilfe kommen konnten.

Kaum war diese Gefahr beseitigt, da kam plötzlich ein viel größeres Unglück über Rom. Am 10. Dez. trat der Tiber aus seinem Bette und überschwemmte am selben Tage noch den größten Theil der alten Stadt; die Fluth wuchs stetig, und die schlammigen Gewässer bedrohten immer neue Stadtviertel. Der Jammer war ein ungeheurer, Verzweiflung bemächtigte sich der Hilflosen. Des Papstes Vaterherz blutete bei der Kunde des Unglückes, und nur mit Mühe konnte ihn seine Umgebung zurückhalten, sich an die überschwemmten Orte zu begeben. Durch vereinte Anstrengung wurden die von der Fluth zumeist Bedrohten gerettet, und als die Gefahr vorbei war, veranstaltete der Papst eine Geldsammlung, an welcher er sich für seine Person mit 15,000 Franken betheiligte. Ciceruacchio, als Haupt des Volkes, wie er sich gerne nennen hörte, hatte sich mit übermenschlicher Anstrengung an dem Rettungswerke betheiligt. Wäre die Absicht dieses Mannes rein gewesen, die Geschichte wüßte ihm für seinen brennenden Eifer Dank. Der Jünger des Umsturzes verfolgte aber auch bei seinen der Nächstenliebe ähnlich scheinenden Handlungen unlautere Zwecke. Schon war der Wahlspruch: Durch Pius IX. mit Ciceruacchio! gang und gäbe. Es ward eben jede Gelegenheit benützt, um die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf den Agenten Mazzini's zu lenken.

In Bologna wurde anläßlich eines großes Aufsehen machenden Auflaufes eine Art Nationalgarde eingeführt; wieder Jubel und

Hosanna: Mazzini hatte ja angeordnet, bei jeder Conzession den Fürsten zu loben und eine neue zu verlangen.

Am 8. November nahm der hl. Vater mit großer Pracht von der Lateranensischen Basilika Besitz, und einen Tag später erließ er die erste Encyclica (Rundschreiben) an alle Oberhirten der katholischen Völker. Es war das erste Papstwort des Stellvertreters Jesu Christi, in welchem er sagte, wie sehr er vom Gedanken durchdrungen sei, daß er als Nachfolger Petri die Pflicht habe, Religion, Kirche und Gesellschaft vor allen Irrthümern zu wahren. In diesem oberhirtlichen Rundschreiben schildert Pius IX. die traurige Lage der Welt, welche die Bischöfe zu größerer Wachsamkeit aufrufe. Er macht diese aufmerksam auf den modernen Unglauben, der sich überall breit mache, auf die geheimen Gesellschaften, welche zum Verderben und zur Verwüstung sowohl der Religion als der Gesellschaft aus der Finsterniß emporsteigen, auf die in grob sinnlichen Lüsten wurzelnden Angriffe gegen die Ehelosigkeit der Priester, auf das Unheil sozialistischer Irrlehren, und erneuert und bestätigt die von den frühern Päpsten gegen diese Irrthümer erlassenen Verbote. Am Schlusse wendet sich der hl. Vater an alle Gewalthaber der Erde, welche er daran erinnert, daß die königliche Gewalt ihnen nicht bloß zur Regierung der Welt, sondern ganz vorzüglich zum Schutze der Kirche anvertraut sei.

Wie hier an die Erzbischöfe, Bischöfe ꝛc., so wandte sich der Papst in einem Rundschreiben vom 20. Nov. an die Gläubigen selbst. Er verkündigt darin für alle Christen einen vollkommenen Ablaß, welche in Rom vom 6. bis 27. Dezember, außerhalb Rom's aber innerhalb drei Wochen eine oder mehrere von dem zuständigen Bischofe zu bezeichnende Hauptkirchen besuchen, da ihre Andachten verrichten, in einer dieser drei Wochen am Mittwoch, Freitag und Samstag fasten, durch das Sakrament der Buße gehörig vorbereitet zum Tische des Herrn gehen und christliche Mildthätigkeit gegen die Nothleidenden üben.

Voll Dankbarkeit für die geistige Gnade füllten die Gläubigen die Kirchen der Erde und sandten ihr Gebet zum Heilande empor, vorzüglich daß er dem hl. Vater der Christenheit beistehe und die Kirche gegen ihre Feinde in Schutz nehme.


CHRISTO-SALVATORI
HON SS IOAN BAPT ET EVANG
PANNEMAKER. SC BRUXELLES

Lateran.

In diesen beiden Akten hatte Pius IX. als Papst gesprochen, als ein Papst, der, wie die gottergebene Anna Maria Taigi geweissagt, nach dem Willen des Herrn gewählt sei. Diese hohenpriesterlichen Worte, sowie die Verwerfung der Lehre des Hermes in Deutschland, befestigten den Muth der treuen Kinder der Kirche und verwundeten die Revolutionäre, die sich den Mißbrauch Pius' IX. gar leicht gedacht hatten.

Aber sie waren noch zu ohnmächtig, um die Stimme der Liebe, welche das katholische Rom am 27. Dez., dem Namensfeste seines Königs, laut werden ließ, verstummen zu machen.

Die Freudendemonstration am genannten Tage und der Fackelzug am Abende gehört zum Großartigsten, was das christliche Rom an derartigen Scenen je gesehen.

Das Volk jubelte dem Papste auch am letzten Abende des alten Jahres zu, als er nach altem Herkommen die Jesuitenkirche al Gesù besuchte, um dort dem alljährlich stattfindenden Te Deum beizuwohnen.



Vierzehntes Kapitel.

1847.

Wir müssen festhalten, daß dem hl. Vater die Ziele der Volksbewegung im Kirchenstaate wie im übrigen Italien bekannt waren. So mußte er sich entschließen, bei jedem neuen freiheitlichen Zugeständniß beschränkende Zusätze gegen den drohenden Mißbrauch zu machen. Die Führer der Demokraten wollten nun aber einmal es sich nicht ausreden lassen, daß Pius IX. ein purer „Liberaler" sei und nur durch die reaktionären Cardinäle, man zählte jetzt schon den Cardinalsecretär Gizzi zu ihnen, zurückgehalten werde, auf dem betretenen Wege politischer Reformen voranzuschreiten. Als nun der Papst in der ersten Zeit des neuen Jahres neben einem die Erscheinungen von allerlei Zeitungen zulassenden Preßgesetze auch fünf Censoren ernannte, zur jedesmaligen Prüfung, ob die Artikel des herauszugebenden Zeitungsblattes etwa die Religion oder die öffentliche Ordnung bedrohten, lud sich die ganze Unzufriedenheit auf diese Reaktionäre, vorzüglich aber auf den ersten Minister Sr. Heiligkeit ab. Und doch mußte der hl. Vater diese Vorsichtsmaßregeln treffen gegenüber den immer höher steigenden Wogen, während er, soviel es anging, die Preßfreiheit begünstigte. Dies bewies er namentlich in einem Falle, welcher in jedem andern Staate zu langwierigen Untersuchungen und Einsperrungen geführt haben würde. Ein Herr Paradisi hatte nämlich Enthüllungen über die Staatsverwaltung gemacht, wobei er mehrere hohe Beamte betrügerischen Gebahrens beschuldigte. Der Papst untersuchte die Sache, und als er fand, daß die Beschuldigungen allerdings sehr übertrieben, aber nicht ohne ein Fünkchen von Wahrheit seien, ließ

er den Verfasser zu sich kommen und gab ihm eine Stellung, welche jener angestrebt hatte.

Das Herz des hl. Vaters drückte unterdeß eine Trauer nieder, während anderseits eine Freude sein Gemüth belebte. Trauer überkam ihn wegen des traurigen Zustandes der Irländer, die von den Briten geradezu zu Sclaven erniedrigt, unter der Leitung des großen O'Connell auf der Bahn ihrer politischen Befreiung nur langsam vorangelangten. Dazu kam das Hungerjahr 1846, welches die grüne Insel furchtbar heimsuchte. Pius IX. veranstaltete eine dreitägige Andacht in St. Andrea della Valle und eröffnete eine Subscription für seine leidenden Kinder, an welcher er sich selbst mit 5000 Franken betheiligte. Am 25. März wandte er sich dann in einem Schreiben an alle Bischöfe, forderte sie auf, ähnlich wie in Rom, dreitägige öffentliche Gebete in den Kirchen abzuhalten, damit Gott der Vater der Erbarmnisse, sich erbitten lasse und das irländische Volk von einem solchen Elende befreie und ein so großes Mißgeschick auch von den übrigen Kirchen und Ländern Europa's abwende. Ferner sollten die Bischöfe ihre Diözesanen zum Spenden reichlicher Almosen für die Iren auffordern; damit beides mit um so größerem Eifer geschehe, gewährte der Papst einen Ablaß von sieben Jahren Denen, die einmal diesem Gebete beiwohnen, Denen dagegen, welche alle drei Tage an dem Gebete Theil nehmen und in dieser Woche die hl. Sakramente der Beicht und Communion andächtig empfangen, einen vollkommenen Ablaß. Die Bitte des hl. Vaters traf empfängliche Herzen, allenthalben spornte das Mitgefühl für die leidenden Brüder zu heißen Gebeten an, spendeten mildthätige Hände reichliche Gaben. Noch erfreute sich der hl. Vater an diesen Beweisen christlicher Nächstenliebe, da betrübte ihn schon ein neuer Schlag. Der große Sohn Irlands, O'Connell, war nach Italien geeilt, um Pius IX. persönlich für die Aeußerungen seiner Vaterliebe gegen seine Landsleute zu danken, da ereilte ihn in Genua am 15. Mai der Tod. Wohl wußte der Papst, daß die Hilfe des Herrn der gebrechlichen Arme eines noch so bedeutenden Menschen entbehren könne, aber unter den obwaltenden Verhältnissen mußte doch der Tod des größten Irländers auf die Bestrebungen der Katholiken

der mißhandelten Insel eine schädliche Rückwirkung üben. Als nun das Herz O'Connell's, welches er in seinem letzten Willen in Rom beizusetzen anordnete, in der ewigen Stadt anlangte, veranstaltete Pius IX. eine Leichenfeier, welche, des Hingeschiedenen im vollen Maße würdig, die Landsleute O'Connell's ermuntern und alle Diejenigen erbauen mußte, die sich der Vertheidigung der Rechte der Kirche und der katholischen Völker widmeten. Leider konnte er es nicht verhindern, daß Pater Ventura, den er seines Vertrauens würdigte, und an dessen Stelle er in St. Andrea della Valle eine Fastenpredigt gehalten, mit der Trauerrede beauftragt, die Kanzel zu überschwänglichen politischen Tiraden benützte, welche die leicht entzündbaren Römer hinrissen, die Heiligkeit des Ortes außer Acht zu lassen und in einen Beifallssturm auszubrechen.

Der hl. Vater war peinlich berührt, und nicht mit Unrecht, hatte er doch gegen die Einflüsse anzukämpfen, die sich namentlich bei derlei Ausschreitungen geltend machten. Eine der größten Plagen waren ihm die Diplomaten, besonders die französischen, welche jeden unabhängigen Schritt des Papstes beargwöhnten. Das neue Jahr brachte ihm über diese einen Triumph, der ihnen das Ränkemachen verleiden durfte. Die Türkei hatte beschlossen, eine Art diplomatische Verbindung mit Rom anzuknüpfen. Die Absicht war dabei, die Millionen der im türkischen Reiche lebenden Katholiken unter den Schutz des hl. Stuhles zu stellen, damit sie dem Einflusse der Vertreter der Mächte, die jeden Anlaß benutzten, um die Souverainetätsrechte des Sultans zu verletzen, entgehen würden. Ferner sollte dadurch eine Million schismatischer Armenier, die unter dem Protectorate Rußlands lebten und der türkischen Regierung viel zu schaffen machten, in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt werden. Der Stellvertreter Christi ergriff mit Freuden die Gelegenheit, um die schutzlosen Schafe in seine liebreichen Arme zu schließen, die Verirrten aber in den gemeinsamen Schafstall zurückzubringen. Er entschloß sich dazu, obwohl es nur auf einem Wege geschehen konnte, den die diplomatische Vertretung Frankreichs mit Dornen bestreut hatte. Schon war es dem französischen Botschafter in Constantinopel, Bourqueney, gelungen den guten Willen des Papstes so weit zu ver-

dächtigen, daß die türkische Regierung den Beschluß faßte, ihre Abgesandten nur mit einem Schreiben des ersten Ministers und nicht mit einem solchen vom Sultan zu versehen. Die Sendung erhielt dadurch eine minder große Wichtigkeit, und dafür, daß sie ganz erfolglos werde, sollte der College des Herrn Bourqueney, Graf Rossi in Rom sorgen. Zum Glücke wurde der Papst Tag für Tag von den Vorfällen in der türkischen Hauptstadt benachrichtigt und traf demnach seine Maßregeln. Sobald nun Chekib-Effendi, der Vertreter des Sultans, in Ancona an Bord stieg, wurde er mit den gebührenden Ehren empfangen, überall, wohin er kam, erwarteten ihn die höchsten Beamten. In Rom dagegen, wo sich ihm Graf Rossi anschloß, traf er auf einfache Ehrenbezeugungen, die ebenso gut seinem Begleiter galten. Dem Türken bangte vor dem Weitern, er fürchtete, übersehen, oder gar, wie man ihm französischerseits zu verstehen gegeben, gar nicht empfangen zu werden. Wie freudig war er dagegen erstaunt, als er, an den Pforten des Quirinals angelangt, auf einen Empfang traf, der eines Souverains würdig war. Je weiter er schritt, desto größer war die Pracht. Die Generalität in ihren prächtigen Uniformen, die höchsten Beamten, die Cardinäle in hochfestlicher Tracht, alle erwarteten ihn und boten in der malerischen Ordnung eine Scene, die sein Auge vermuthlich noch nicht gesehen hatte. Der erfreute Muselmann konnte sich kaum zurückhalten, dem hl. Vater zu Füßen zu stürzen, und als er im Thronsaale nach Beendigung des amtlichen Empfanges aufgefordert wurde, in ein Nebenzimmer zu folgen, ging er freudig und mit gehobenem Haupte. Zum Dolmetsch wurde der Cardinal Mezzofanti, der einige Dutzende von Sprachen beherrschte, mitgenommen. Mit strahlender Stirne verließ der Gesandte nach einstündigem Verweilen im Cabinet des Papstes den Quirinal. Der Papst schenkte ihm sein reich mit Edelsteinen verziertes Portrait, das er um den Hals hing. Auch der hl. Vater war erfreut, war es ihm doch gelungen, seinen Katholiken im Reiche des Groß-Sultans in dem Monsignore Valerga einen wirksamen Fürsprecher zu geben. Graf Rossi dagegen, der den Gesandten eingeführt und die Sache so geschickt eingefädelt zu haben glaubte, war ver-

blüfft — die Weisheit des Papstes hatte seine und seines Amtsbruders in Konstantinopel Intriguen zu Schanden gemacht.

Im Januar sah Rom den Pontifex, gleichwie einen einfachen Priester, die Kanzel von St. Andrea della Valle besteigen und das Wort Gottes verkünden. Pius IX. hatte Pater Ventura aufgefordert, ihm für den Tag die Kanzel zu überlassen. Der Papst predigte Mäßigung in Allem, besonders in der Rede, und verwies die häßliche Gewohnheit des Fluchens.

Der Carneval ging ruhig vorüber. In der Charwoche wohnten Hunderte und Tausende von Nah und Fern den hl. Andachtsübungen bei, welche in Rom, wie sonst nirgendwo, die Hoheit der Kirche verkünden. Am Ostersonntage ertheilte der hl. Vater von der Loggia von St. Peter den dreifachen Segen und am Abend sah dann Rom das Schauspiel der Girandola, der Beleuchtung der Peterskirche mit zahllosen mehrfarbigen Lämpchen. Es war auch eine Freudendemonstration, dargebracht dem Erlöser, geweiht durch das Gefühl der Dankbarkeit, daß Er der Kirche Seinen ewigen Schutz verheißen habe. Sie war ehrfurchtgebietend und großartiger wie all die Illuminationen, welche die Demagogen aus sündigen Absichten veranstaltet hatten. Diese fanden es noch zweckmäßig, den hl. Vater bei jedem Anlaß zu beglückwünschen. So gelegentlich seiner Rückkehr von Subiaco, wohin er im Mai gereist war, um die mit bedeutenden Einkünften verbundene Abtei der Benediktiner zu Gunsten der Armen in Besitz zu nehmen. Ferner, als Pius IX. mehrere weise Maßregeln in Bezug auf die gesundheitlichen Verhältnisse des Ghetto, des historischen Judenquartiers, getroffen hatte. Der Jubel steigerte sich in's Uebertriebene, als die Regierung die Anordnung traf, daß die Thore des Ghetto, anstatt wie bisher nach Ave Maria geschlossen zu werden, die ganze Nacht offen bleiben durften.

Daß der heilige Vater noch immer nicht die Wünsche der Freisinnigen erfüllt, schrieb man wieder den Reaktionären zu, und bereitete einen Schlag gegen diese, natürlich die respectabelsten Personen der vorigen Regierung, vor. Die Leute Ciceruacchio's sprengten die Fabel aus, der Papst sei durch die Reaktionäre bedroht. Am 17. Juni, dem Jahrestage seiner Wahl, so hieß

es, sollte die Verschwörung losbrechen. Den Papst wolle man fangen und einschließen und das alte Regiment wieder herstellen. So albern dieses Märchen war, es fand doch seine Abnehmer. Es war, so erzählt der mehrfach erwähnte Clavé, am 11. Juni Abends 11 Uhr, die Leute hatten sich allenthalben zur Ruhe begeben, da ertönten an der Pforte des Theatinerklosters, zu welchem Pater Ventura gehörte, nacheinander mehrere starke Schläge. Der erschreckte Thürhüter eilt zur Stelle und findet eine Schaar verwegen aussehender Leute, unter ihnen Ciceruacchio, die zum Pater Ventura wollen. Die Ruhestörer dringen dann in's Haus vor die Thüre des genannten Paters. Dieser war noch nicht zu Bett und erstaunte nicht wenig, die Leute zu sehen. — „Was? zu so später Stunde?“ rief er. „Was ist los? — Hochwürdiger Herr,“ erwiederte Brunetti, „wir wollen morgen fünf Personen tödten. Wir theilen Ihnen dies mit, damit Sie den Papst benachrichtigen.“ — „Fünf Personen wollt Ihr tödten? . . . Ihr! . . . Unglückliche! . . . Wie könnet Ihr verlangen, daß ich das Herz des hl. Vaters durch diese schreckliche Nachricht zerfleische?“ — „Wenn wir sie nicht tödten, mein Vater, dann werden sie uns umbringen! Sie werden uns erwürgen, nicht nur uns allein, auch unsere Brüder; vielleicht auch Sie, und auch den Papst.“ — Es ist nicht anzunehmen, daß der kluge Priester die Schaudermär der Blutmenschen von der gegen sie beabsichtigten Frevelthat auch nur einen Augenblick ernst nahm. Wohl kannte er aber Ciceruacchio und Genossen zur Genüge, um sich bei ihnen einer solch schwarzen That, fünf Personen das Leben zu nehmen, zu versehen. Er hielt es daher für gut, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, verfügte sich alsbald zum hl. Vater und nannte ihm die Bedrohten: es waren der Gouverneur der Stadt Grasselini, der Befehlshaber der Gensdarmerie, Freddi, Nardoni und Minardi. Der Papst verständigte alle noch in derselben Nacht von der ihnen drohenden Gefahr, und sie verließen theils sofort, theils einige Tage darauf Rom. Auch der Cardinal Lambruschini fand es für gerathen, den Wütherichen, die ihn als den Vertreter der früheren Regierung bitter haßten, aus dem Wege zu gehen. Minardi dagegen

blieb in Rom, wurde von den Spionen Ciceruacchio's entdeckt und wäre sicher ohne die Dazwischenkunft Ventura's vom aufgehetzten Pöbelhaufen ermordet worden.

Die Lage wurde so immer drohender, und der hl. Vater sah sich, um die Leidenschaften nicht zu reizen, genöthigt, die Einrichtung der Bürgergarde zu gestatten. Cardinal Gizzi, der das drohende Wehen des kommenden Sturmes bereits voraussah, befürchtete Gefahr von dieser Neuerung und bat um seine Entlassung. Pius IX. gewährte sie, nachdem der Minister zum Zeichen seiner Anhänglichkeit noch den betreffenden Erlaß des Papstes unterzeichnet hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Schluß des Jahres 1847.

Cardinal Gizzi hatte also seine Entlassung gegeben, und der Papst ernannte zu dessen Nachfolger den Cardinal Ferretti, Vetter Pius' IX., Legaten zu Pesaro. Den Rücktritt Gizzi's nahm Rom mit Gleichmuth auf, obwohl es sich die Ursache nicht recht erklären konnte. Die dem Ciceruacchio zunächst Stehenden vernahmen von ihm, der Cardinal sei dem hl. Vater zu wenig „liberal" gewesen, darum habe er ihn gehen lassen. Die Ernennung Ferretti's erfüllte dagegen die Radikalen mit neuem Muthe, und man erzählte sich allerlei Fabeln, die geeignet waren, ihn mit liberalem Zauber zu umgeben. So sollte er den Posten zu Pesaro vom Papste selbst erbeten haben, um den eine bedrohliche Stellung einnehmenden Oesterreichern recht energisch entgegentreten zu können. Ferner sollte er der Idee der Befreiung Italiens vom „österreichischen Joche" ganz geneigt sein. Wahr ist nur, daß der Cardinal, obwohl italienischer Patriot, von den conservativsten Grundsätzen in Bezug auf die Erhaltung des Kirchenstaates erfüllt war und die Revolution verabscheute. Wahr ist, daß er 1831 als Bischof von Rieti, als die Insurgenten sich in genannter Stadt festsetzen wollten, die Bürger der Stadt zum Widerstande anfeuerte und denselben in Person leitete. Im Uebrigen stand er im Rufe eines ausgezeichneten Priesters, in Neapel war er zur Zeit der Cholera mit Preisgebung seiner eigenen Gesundheit den Leidenden zu Hilfe geeilt. Es war nun gerade am 17. Juli, dem Jahresfeste der Amnestie, Abends, als der neue Staatssekretär in Rom eintraf. Kaum wurde dies ruchbar, da eilten die von Ciceruacchio geleiteten Schaaren zu seinem Empfange.

Man hielt Anreden an ihn, und Ciceruacchio ließ ihn Geistesverwandtschaft fühlen. Das Cirkular, welches der Minister den andern Tag erließ, bewies, wie wenig Grund der „Häuptling des Volkes“ zu einer solch verwegenen Voraussetzung hatte. Der Minister dankte darin für die vom römischen Volke bewiesene Mäßigung und betonte jene Stelle im vorjährigen Amnestiedekret des hl. Vaters, worin die Erklärung enthalten war, daß der Papst neben der Gnade in erster Stelle die Gerechtigkeit walten zu lassen habe und demgemäß gegen die Feinde der Ordnung strenge Gerechtigkeit üben würde.

Am 20. Juli wurde Rom in eine ungeheure Aufregung gebracht durch die amtliche Bekanntmachung, daß die Oesterreicher Ferrara besetzt hätten und mit kriegerischen Absichten umzugehen schienen. Es war so. — Die Nachricht wirkte wie ein Funke, der in ein Pulverfaß fällt. Die künstlich in Glühhitze gebrachten Gemüther exaltirten sich bis zum Delirium, dem Cardinal Ciacchi, Legaten von Ferrara, der einen Protest gegen die Occupation an die Oesterreicher gerichtet, widmete der sogenannte „Volksverein“ eine goldene Medaille. Die Radikalen, denen der Brand zu langsam fortschritt, benutzten den günstigen Augenblick, um ihn zu befördern. Man eiferte die Bürgergarde zur kriegerischen Stimmung an, hieß sie immerfort exerziren und sich zum Kriege gegen das verhaßte Oesterreich vorbereiten, zwang die Priester, da sie nun einmal nicht unter Reih und Glied stehen konnten, beizusteuern zu den Kosten des gegen Oesterreich beabsichtigten Kriegszuges. Man hielt drohende Ansprachen und fraternisirte mit den Linientruppen, um auch diese für die Volksbewegung zu gewinnen.

Man hat über die Zweckmäßigkeit des von den österreichischen Truppen gethanen Schrittes seiner Zeit viel gesprochen und geschrieben, der hl. Vater protestirte als Souverän dagegen, bis er es durchsetzte, daß die österreichische Besatzung ihrem in dem Wiener Congreßakte zugestandenen Rechte gemäß sich auf die Citadelle beschränkte, die Thore der Stadt dagegen räumte. Sicher ist, daß die Maßregel nicht ganz unberechtigt war. In der Wiener Staatskanzlei sah der am Ruder stehende kluge Diplomat voraus, was in Rom auf die zur Zeit feindliche Bewegung noch folgen

werde, er roch den Brand, den die revolutionären Mordbrenner fort und fort schürten, und als Nachbar war es Oesterreich darum zu thun, den eigenen Besitz zu decken. Ueberdies hatte es die Pflicht, den hl. Stuhl zu schützen; warum sollte es, wenn es befürchten mußte, bald zur Erfüllung dieser Pflicht herangezogen zu werden, nicht Vorkehrungen treffen, die nicht ganz dem geschriebenen Buchstaben entsprachen?

Als die Oesterreicher dem Proteste des Papstes Folge geleistet, schien der Sturm sich zu legen. Doch die Revolutionäre hatten in der Verwirklichung ihrer perfiden Pläne einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht und den hl. Vater bezüglich der Nationalgarde vor eine Thatsache gestellt, die er nicht gewollt und nun nicht mehr rückgängig machen konnte.

Bei der Gestattung derselben hatte Pius IX. nämlich die nöthigen Bestimmungen getroffen, um die in der Bewaffnung so vieler ungezügelten Leute, die namentlich unter der Leitung gewissenloser Mazzinisten gefährlich werden konnten, liegenden Gefahren abzuwenden. Sein vorzügliches Bestreben war, der Nationalgarde verläßliche Befehlshaber zu geben und die Müßiggänger zu beschäftigen und zu überwachen. Nun hatten aber die Führer der „Bewegung" die Nationalgarde vermocht, sich „Offiziere" zu geben und diesen Anerkennung zu verschaffen. Von jetzt an war diese Bürgergarde ein willkommenes Werkzeug in der Hand von Leuten von der Sorte Ciceruacchio's, sie blieb ruhig, wann und so weit es diesen Persönlichkeiten thunlich schien.

Thatsache ist, daß mit ihr die römische Revolution ihren Anfang nahm.

Im Oktober machte die Regierung des Papstes bekannt, der hl. Vater habe die Errichtung eines Staatsrathes sowie der Gemeindevertretungen gestattet. Am 15. Oktober sollte die Eröffnung des erstern stattfinden. Diese Maßregel des hl. Vaters war das äußerste Zugeständniß, wozu ein Papst unter den gegebenen Verhältnissen sich bewegen lassen konnte. Der Staatsrath (Consulta) sollte zwischen der Volksvertretung und einem Ministerrathe die Mitte einnehmen, vom hl. Vater durch Ernennung von je einem der drei Candidaten gebildet werden, welche die Municipalitäten

ihm vorzuschlagen hatten. Dieses Zugeständniß befriedigte natürlich nicht im Geringsten die Wähler, obwohl der Papst die Auswahl unter den ihm vorgeschlagenen Namen derart traf, daß die Consulta aus den volksthümlichsten Persönlichkeiten bestand. Man hütete sich aber den Unwillen über ein vernehmbares Murren hinaus merken zu lassen, die Zeit zu fordern und zu nehmen, so dachte man sich, sei nicht mehr fern, und als die Consulta am 15. November eröffnet wurde, veranstalteten die Radikalen Festversammlungen und Abends Fackelzüge zu Ehren der Herren Vertreter, die in der Person des kurz vorher mit Msgr. Bofondi zugleich purpurirten Cardinals Antonelli einen Präsidenten erhielten. Aber schon Ende November, als die Nachricht nach Rom drang, daß das Heer der radicalen Kantone der Schweiz unter Führung des Generals Dufour in ihrem Feldzuge gegen die von Salis-Soglio befehligten 7 katholischen Stände gesiegt und Luzern eingenommen hätte, lüfteten die Liberalen die Masken. Sie, die eine so große Achtung für die Religion an den Tag zu legen schienen, daß sie stundenlange vor dem Quirinal standen, um sich vom katholischen Hohenpriester segnen zu lassen, sie ließen die radikalen Schweizer hochleben und stießen zugleich gegen die Väter der Gesellschaft Jesu die schrecklichsten Drohungen aus. Pius IX. rügte strenge diese Ausschreitungen in seiner Ansprache vom 17. Dezember an die Cardinäle. Die Demonstrationen gegenüber der Schweiz, sowie die für die Kirche traurigen Ereignisse in jenem Lande, berührte er mit folgenden Worten: „Bitterer Schmerz ergriff uns, als vor einigen Tagen in dieser unserer Stadt, der Burg und dem Mittelpunkte der katholischen Religion, einige wenige, so zu sagen wahnsinnige und jedes Gefühles für wahre Menschlichkeit baare Menschen es wagten, öffentlich ihre Freude über den traurigen Bürgerkrieg in der Schweiz zu bezeugen .... Wir beklagen diesen Krieg aus dem tiefsten Grund unserer Seele; theils wegen des vergossenen Bruderblutes und wegen der schrecklichen und langwierigen Gefühle des Zwistes und Hasses, welche daraus gewöhnlich entstehen; dann aber auch ob des Schadens, den die katholische Sache dadurch gelitten hat und leider wohl noch in erhöhtem Grade leiden wird; endlich wegen der schrecklichen Sakrilegien, die in der Hitze des ersten An-

griffes begangen wurden, und welche hier nur vorzuführen unseren Gefühlen widerstrebt."

Allein schon war seine Stimme zu schwach. Am 27. Dezember wurde ein Aufzug vor dem Quirinal veranstaltet, aber diesmal nicht mehr, wie im Jahre vorher, in der friedlichen Absicht, dem hl. Vater für die gütigen Reformen zu danken, sondern um die „Wünsche des Volkes" vorzubringen, d. h. die Forderungen der Mazzinisten aufzustellen.

Der hl. Vater ließ sich von dem Pöbel nicht abschrecken auf der Höhe seiner erhabenen Mission zu bleiben. Am Vorabende des Neujahrs erschien er, obwohl angegriffen, wieder in der Hauptkirche der Jesuiten zum Te Deum, welches er selbst anstimmte.

Als der Papst vor der Kirche anlangte, wurden bereits Zischlaute gehört. Die Bewegung war in's Rollen gerathen.

Sechzehntes Kapitel.

Die römische Revolution. Beginn.

Es waren nicht weniger als vierunddreißig Punkte, in welchen die Partei des schrankenlosen „Fortschrittes" ihre Wünsche zusammengestellt. Am Neujahrstage sollten sie von Ciceruacchio, als trauriges Neujahrsgeschenk seiner Genossen, Pius IX. überreicht werden. Es waren recht nette Dinge, so z. B. Verminderung der Klöster, Entfernung der Jesuiten, Bildung eines italienischen Bundes, vollständige Gleichberechtigung der Juden, Laienminister, Freilassung von 24 von der Amnestie ausgeschlossen gebliebenen politischen Verbrechern und dergleichen mehr. Die Partei hatte von ihren außerhalb Italiens stehenden Führern das Losungswort bekommen, nun ohne Säumen vorzugehen, da die Verhältnisse im übrigen Italien derart arrangirt seien, daß der Papst einer von großen Volksmassen unterstützten Pression nicht würde widerstehen können. In der That war die politische Lage auf der ganzen Halbinsel eine so drohende, daß man in Rom befürchten mußte, der Bewegung nicht lange mehr Herr bleiben zu können. Am 2. Jan. 1848 brach in Mailand der Aufruhr aus, am 12. empörte sich Palermo, Neapel folgte, so daß der König beider Sizilien sich gezwungen sah, am 29. Jan. eine Verfassung einzuführen; Aehnliches thaten bald darauf Piemont und Toscana und es war klar, daß Rom über kurz oder lang sich ebenfalls werde anschliessen müssen. Jedoch diesmal behielt Ciceruacchio die „Volkswünsche noch in der Tasche; er wie seine Trabanten fanden, als sie in den Quirinal dringen wollten, die Thore geschlossen und mit Truppen besetzt. Auch beim Cardinal Ferretti, zu dem

sie sich sofort begaben, harrte ihrer ein Empfang, der sie verblüffte. Es wird erzählt, daß der von ihnen als hochliberal gepriesene Minister sie energisch abgewiesen und „Schurken", die nicht zu sättigen seien, genannt habe.

Am 2. Januar fuhr der hl. Vater durch die Stadt, wahrscheinlich auf den Rath des Senators Corsini, der einen heilsamen Einfluß auf die öffentliche Stimmung erwarten zu können glaubte, wenn der Papst sich wieder einmal öffentlich zeigen würde. Der Empfang war in der That ein unerwarteter; Pius IX. wurde von den Radikalen mit solchem Freudengeschrei empfangen, daß er — darüber krank wurde. Auf dem Volksplatze hielt man seinen Wagen an, Ciceruacchio schwang sich auf den Rücksitz und hielt eine große Fahne in der Hand mit der Aufschrift: „Heiliger Vater, Gerechtigkeit für das Volk, das mit Dir hält." — Pius IX. mochte wohl an ähnliche Szenen denken, die in der Seinestadt ein halbes Jahrhundert vorher stattfanden und mit dem Tode eines Königspaares und einem Meere von Blut endeten.

Am 7. Februar mußte Cardinal Ferretti, der von den Revolutionären bereits als Reaktionär gebrandmarkt war, zurücktreten und dem Cardinal Bofondi Platz machen. Am 12. Februar ernannte der Papst drei Laien, den Grafen Johann Pasolini, den Advokaten Sturbinetti und den Herzog Gaetani zu Ministern. Tags vorher hatte er an eine vor dem Quirinal erschienene große Volksmenge eine Ansprache gehalten, welche die Gutgesinnten zu Thränen rührte. Er sagte, ehe er den Segen gebe, wolle er noch einige Worte an die Versammelten richten; er mahne zur Ruhe, Eintracht und Mäßigung, sein Volk möge sich vor Leuten hüten, die es zu verführen und zu Forderungen aufzureizen suchten, die er weder bewilligen könne, noch dürfe, noch wolle. Dann hob er die Hände zum Himmel empor, und flehte zu Gott, daß Er Italien segnen, und sein kostbarstes Gut, den Glauben, bewahren wolle.

Nun überstürzte sich der politische Strom, wie die Wellen der durch den Sturm aufgeregten See. Das erste Laienministerium war noch zu wenig liberal und mußte einem andern weichen. Cardinal Antonelli und Monsignore Morichini

waren in demselben die einzigen Priester, dagegen hatte Gaetano Recchi, ein alter Revolutionär, dem Rom durch die Revolution geöffnet worden, die innern Angelegenheiten, Galetti, dem der hl. Vater die Pforten des wegen seines fanatischen Hasses gegen das Papstthum und seiner vielfach angezettelten Verschwörungen tausendfach verdienten Kerkers aufgethan hatte, die Polizeiverwaltung, — Personen, die in den Augen der Mazzinisten natürlich Wohlgefallen finden mußten.

In Paris brach am 23. Februar die lange vorbereitete Revolution aus und der durch Perfidie erworbene und durch Intriguen festgehaltene Thron des „Bürgerkönigs" stürzte schmählich zusammen; am 13. März machte der Aufstand zu Wien dem Ministerium Metternich ein Ende; vier Tage später sollte die Revolution in der Hauptstadt Preußens losbrechen.

Die Regierung des Papstes, wollte sie nicht jetzt schon den Empörern das Feld räumen, sah sich gezwungen, denselben durch Erlaß einer Constitution zuvorzukommen. Als Oberpriester der katholischen Kirche und zeitlicher Inhaber des Kirchenstaates, welchen er sammt den Herrschaftsrechten unversehrt seinem Nachfolger zu hinterlassen geschworen hatte, mußte der hl. Vater vorerst religiöse Bedenken beschwichtigen. Eine von Cardinälen und den ausgezeichnetsten Lehrern der Theologie und des Kirchenrathes zusammengesetzte Commission berieth und beschloß die Zulässigkeit einer Volksvertretung. Nach einem Gerüchte sollte der berühmte Jesuit Pater Peronne, der Verfasser ausgezeichneter theologischer Werke, sein Gutachten im bejahendem Sinne abgegeben haben.

Die Verfassung wurde am 15. März anerkannt und enthielt unter Anderm folgende Bestimmungen: Das Cardinalcollegium bleibt ein von der Person des hl. Vaters untrennbarer Senat. Zur Berathung und Beschließung von Gesetzen werden zwei Kammern gebildet, der Senat oder der hohe Rath und die Volksvertretung oder der Deputirtenrath, beide vom Papste berufen und vertagt. Die Sitzungen sind öffentlich und die Verhandlungen werden gedruckt. Die Mitglieder des hohen Rathes werden lebenslänglich ernannt, die Deputirten dagegen ge-

wählt, und zwar kommt auf je 30,000 Seelen ein Deputirter. Wähler sind alle mit 60 Franken jährlich Besteuerten, welche das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben, wählbar die Wähler, die dreißig Jahre alt sind. Die Deputirtenkammer wählt ihren Präsidenten selbst. Kirchliche Angelegenheiten gehören nicht zum Bereiche der Kammer, ebenso nicht die diplomatisch-kirchlichen Angelegenheiten des hl. Stuhles. Finanzsachen und Handelsverträge werden den Kammern vorgelegt. Dieselben haben das Recht der Steuerbewilligung, direkte Steuern werden auf ein Jahr, indirekte für mehrere Jahre beschlossen. Nur die Deputirtenkammer hat das Recht, die Minister in den Anklagezustand zu versetzen. Die Civilliste des Papstes ist auf 3,000,000 Franken jährlich gestellt. Die Justiz ist unabhängig, die persönliche Freiheit verbürgt, die Besteuerung ist eine alle Bürger belastende. Die Bürgergarde ist Staatseinrichtung. Die Censur in politischen Dingen hört auf, die kirchliche besteht fort und ebenso bleiben die Theater der Censur unterstellt.

Die in ihren Grundzügen hier mitgetheilte Verfassung ist nicht nur für den Kirchenstaat, sondern im Allgemeinen die denkbar freisinnigste und, vielleicht den Steuercensus als Voraussetzung des Wahlrechtes ausgenommen, dem Vorbilde entsprechend, welches die Jünger des doktrinären Formenwesens aufgestellt und in allen Staaten der Welt, ohne Rücksicht auf Geschichte und Eigenart des Volkes, schablonenhaft copirt wissen wollen. Sie war geeignet, auch die weitgehendsten, wenn nur in aufrichtigem Willen beruhenden Erwartungen zu beruhigen. Und was das Sonderbare war, gerade ein Jesuit, ein Mitglied des verhaßten Ordens, war es, welcher sie durch seine Stimme hatte befördern helfen. Mit Recht konnte der hl. Vater erwarten, daß die Leidenschaften sich beruhigen und die Freiheitsmänner jedes Grundes zu Beschwerden entbehren würden. Dem war jedoch nicht so. Es war ja den Revolutionären nicht darum zu thun, einen geordneten staatlichen Zustand zu erhalten, ihr Lebenselement war der Umsturz alles Bestehenden, ihr Weizen blühte nur in der Unordnung. Der Enthusiasmus über den Erlaß der Verfassung, die man in Rom wenige Jahre früher für undenkbar gehalten hätte,

war nur ein spärlicher, und kaum war dieser verrauscht, so fanden weitere Unruhen statt. Besonders hatten die Umsturzmänner es auf die Jesuiten abgesehen, namentlich da aus andern italienischen Staaten, besonders aber aus dem hochconservativen Neapel Nachrichten von der Vertreibung oder nothgedrungenen Auswanderung der frommen Väter eintrafen. Am 28. März löste die Gesellschaft auf Zureden des hl. Vaters, welchem der Polizeiminister Galetti erklärt hatte, daß er sie nicht mehr schützen könne, ihre Häuser in Rom auf; die Väter siedelten theils anderswohin, theils zerstreuten sie sich, auf bessere Zeiten wartend, in der Stadt.

Ferner war den Aktionsmännern Oesterreich ein Dorn im Auge. Der Haß war ein alter, eingewurzelter. Man konnte dem alten Kaiserstaate seine mit starker Hand festgehaltene Herrschaft in Italien nicht verzeihen, auch war er als Hort der conservativen Grundsätze verpönt, da man für die römische „Freiheit" von ihm stündlich zu befürchten hatte; man fürchtete Oesterreich, hatte aber vor ihm, so lange es noch stark war, einen gewaltigen Respect. Als es nun nach dem Wiener Aufstand und der lombardisch-venetianischen Revolution den Anschein hatte, das historische Reich werde in Trümmer gehen, brachen die zurückgehaltenen Leidenschaften mit furchtbarer Kraft hervor. In Rom richtete sich die Wuth vorzüglich gegen den österreichischen Botschafter, Grafen Lützow, den man persönlich beschuldigte, die freiheitsfeindlichen Elemente in der Hauptstadt gestützt und den Einmarsch der österreichischen Truppen in Ferrara hervorgerufen zu haben. Am 21. März zog eine große Rotte wüthender Leute nach dem venetianischen Platze, legte unter den Rufen: „Tod dem Grafen Lützow! Tod den Deutschen!" u. s. w. Leitern an die Wände des Botschafterhotels, riß die kaiserlichen Wappen herab, zertrümmerte sie und schleifte sie unter Verwünschungen durch die Stadt. Zur Feier des Tages mußten alle Glocken geläutet und die Thürme mit Tricoloren versehen werden. Nachmittags sang das aufgehetzte Volk unter Leitung Ciceruacchio's in der Kirche Sta. Maria in Ara coeli, ein Te Deum. — Graf Lützow, ein ausgezeichneter Katholik und persönlich ein Verehrer des Papstes, reiste bald nachher ab von Rom.

Die Erhebung gegen Oesterreich nahm eine immer größere Ausdehnung an. Karl Albert, das „Schwert Italiens“, überschritt am 23 März den Tessino und fiel in die Lombardei ein. Auch der Papst sollte gezwungen werden, im „Kreuzzuge“ gegen Oesterreich mitzuthun. Eine Volksversammlung im Colosseum, an welcher, von dem Fieber der nationalen Frenesie angesteckt, auch viele Geistliche Theil nahmen, beschloß Oesterreich den Krieg zu erklären. Der Papst gestattete, um Schlimmerem vorzubeugen, daß die 12,000 Mann zählenden Truppen Rom verließen. Der Befehlshaber, General Durando, erhielt die strengste Weisung, die Grenzen des Kirchenstaates nicht zu überschreiten und nur, wenn diese angegriffen würden, von den Waffen Gebrauch zu machen. Dieser Entschluß des hl. Vaters, gegenüber dem allgemeinen Drängen zur Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich, zeugt von der wunderbaren Festigkeit seines Charakters und davon, wie sehr er inmitten der gefahrvollsten Lage seinen erhabenen Beruf erfaßte, als Vater der Liebe und des Friedens alle seine Kinder, ohne Unterschied der Nation und des Landes, mit gleicher Wärme in sein Herz zu schließen. Und als Durando treulos genug war, dem Befehle seines Herrn zuwider, die Grenzen des Staates zu überschreiten und sich dem Kriege gegen Oesterreich anzuschließen, und die Besonnenen sogar mit der Lüge beschwichtigte, der hl. Vater habe die Schwerter seiner Truppen im Bunde mit Karl Albert gesegnet u. s. w., konnte Pius IX. nicht länger schweigen.

In einem am 29. April abgehaltenen Consistorium hielt er eine Ansprache an die Cardinäle, in welcher er sich unter Anderm folgendermaßen ausließ: „Sie sind euch noch Allen bekannt, ehrwürdige Brüder, die Worte Unserer Allokution in dem Consistorium vom 4. Oktober des verflossenen Jahres, durch welche Wir den Fürsten ein väterliches Wohlwollen und liebevolle Gesinnungen gegen ihre Unterthaneu an's Herz legten, während Wir gleichzeitig die Völker zur Treue und zum Gehorsam gegen die Fürsten ermahnten. Wir haben Alles gethan, was in Unsern Kräften stand, um Alle zu bewegen, in steter Anhänglichkeit an die kotholische Lehre, in getreuer Beobachtung der Gebote Gottes und

der Kirche, an der Aufrechthaltung der gegenseitigen Eintracht, der Ruhe und Liebe gegen Alle zu arbeiten.“ Wenn nun leider, so fuhr der Papst fort, der Erfolg seinen väterlichen Ermahnungen und Bemühungen nicht entsprochen, so sei das ihm nicht zum Verbrechen anzurechnen. Die Schuld davon liege in Ereignissen, die bereits lange vor ihm vollendete Thatsachen und gleichsam eine zwingende Macht für ganz Europa waren. Dann betheuert er den deutschen Völkern gegenüber, er sei eben so wenig als viele andere Fürsten Europa’s, denen weit bedeutendere Militärkräfte zu Gebote standen, vermögend gewesen, den Nationalitätseifer seiner Unterthanen zu zügeln. Uebrigens habe er den an die Grenze geschickten Soldaten keine andern Befehle gegeben, als den, die Grenzen des päpstlichen Staates zu schützen, und da man ihm zumuthe, im Verein mit den Völkern und übrigen Fürsten Italiens den Krieg zu erklären, so protestire er hiermit förmlich und laut gegen einen solchen Entschluß, als seiner Gesinnung völlig entgegen. Auch gegen die trügerischen Aussagen derer legt er Verwahrung ein, die es gern sähen, wenn er sich an die Spitze einer neuen Republik stellte, welche von allen italienischen Völkern gebildet werden solle. Vielmehr ermahne und beschwöre er die italienischen Völker, sich vor so trügerischen, verderblichen Rathschlägen zu hüten, sich vielmehr innig an ihre Fürsten anzuschließen und sich nie von dem ihnen schuldigen Gehorsam abwendig machen zu lassen. Würden sie anders handeln, so würden sie nicht nur eine Pflicht verletzen, sondern Italien auch der Gefahr der Zerfleischung durch Uneinigkeit und Zwiespalt aussetzen.

Hatten die Radikalen bis jetzt noch irgend einen Sündenbock, auf welchen sie jede ihnen unangenehme Verlautbarung des Papstes abwälzten, blieb ihnen bisher noch die bequeme Ausflucht, sich den hl. Vater als „Liberalen“ in ihrem Sinne im Kampfe mit der Reaktion zu denken, so wurde jetzt die Stellung mit einem Male klar. Der Papst hatte das Prinzip seiner Stellung in jener Allokution verkündet, den Anhängern des radikalen Nationalismus blieb keine Hoffnung, ihn in den Sprudel der Wirren hineinzuziehen. Als er dann zwei Tage später in einer Ansprache

an das Volk den Widerspenstigen mit geistlichen Strafen drohte, glaubten auch Diejenigen ihre Stimmung gegen ihn ändern zu können, die bisher noch aus Klugheit als seine Freunde sich gerirt hatten. Es war für Viele ein Erwachen aus einem schweren Taumel, in welchen sie seit zwei Jahren (leider auch von Priestern, darunter auch Pater Ventura) hineingelullt worden waren. Man scheute sich nun nicht mehr, den gefeierten Papst in Volksacht zu thun, und mit Namen, wie „Feind des Vaterlandes", und „Stütze der Despoten" zu belegen. Die Aktionspartei schritt ungesäumt in ihren aufrührerischen Anschlägen fort. Der „Volksverein" setzte zwei Ausschüsse ein, für Krieg und Polizeiwesen, versicherte sich der Bürgergarde, besetzte alle Thore der Stadt, um dem hl. Vater das Verlassen Rom's unmöglich zu machen, und ließ jeden Priester, vom Cardinal bis zum letzten Caplan bewachen, um ihrer geeigneten Falles als Geiseln habhaft zu werden.

Pius IX. war in Rom ein Gefangener der Revolution. Die revolutionären Comités bemächtigten sich faktisch der Regierung und bildeten ein Ministerium, an dessen Spitze sie den Grafen Mamiani stellten. Dieser Mann, als Revolutionär von Profession unter der Regierung Gregors XVI. verbannt, kam nach der von Pius IX. gewährten Amnestie nach Rom, blieb dort, ohne das abverlangte Ehrenwort in Bezug auf sein zukünftiges Verhalten gegeben zu haben, unbehelligt und betheiligte sich am politischen Leben. Cardinal Ciacchi, der Legat von Ferrara, war Ministerpräsident, die Revolutionäre ließen ihn zur Form sich noch gefallen, bald sollte auch er zu den Todten geworfen werden.

Am 5. Juni wurden die neuen Kammern mit einer durch den Cardinal Altieri verlesenen Thronrede eröffnet. Diese sprach die Hoffnung aus, daß die Eintracht Aller den verfassungsmäßigen Zustand mit der Eigenart des päpstlichen Staates werde annehmbar machen. Die Kammer sollte sich mit der Frage des Tages: ob der Kirchenstaat am Kriege gegen Oesterreich sich betheiligen solle oder nicht, beschäftigen. Der Papst hatte gehofft, daß die Deputirten sich in seinem, im friedlichen Sinne entscheiden werden. Es kam anders. Mamiani hatte, obwohl als

Minister des Papstes gebunden, dessen Entschlüsse zu vertreten, für den Krieg gesprochen, die Kammer ertheilte ihm ein Vertrauensvotum. Mit Schmerz sah Pius IX., wie die Dinge auf der schiefen Ebene der Revolution jählings hinabfuhren. Aber, was auch noch kommen würde, ihn sollte es gerüstet finden, er wollte feststehen und seine Rechte als Papst und Souverän wahren. Das zeigte er in der Antwort vom 10. Juli auf die von der Deputirtenkammer an ihn gerichtete Adresse. In dieser war nämlich der Gedanke des gutedeln Mamiani des Weitern ausgeführt, daß der Papst das Regieren seinen Ministern und der Kammer überlasse und seine Wirksamkeit auf die Grenzen der Dogmen, auf Beten, Segnen und Verzeihen beschränke. Der hl. Vater antwortete darauf unter Anderm: „Wenn der Papst das Amt hat zu beten, zu segnen und zu verzeihen, so hat er auch die Pflicht zu lösen und zu binden; und wenn er als Herrscher, in der Absicht den Staat besser zu schützen und zu kräftigen, die beiden Kammern beruft, in Gemeinschaft mit ihm zu arbeiten, so bedarf der Kirchenfürst die ganze Freiheit, welche seine Handlungen in allen Interessen der Religion und des Staates nicht lähmt . . . . Es war eine große Ueberraschung für Uns, im Widerspruche mit Unseren öffentlichen Erklärungen und in dem Augenblicke, wo Wir Friedensunterhandlungen angeknüpft, von den Kammern Worte des Krieges ausgesprochen zu finden, da doch die Eintracht unter den Fürsten, das gute Einvernehmen unter den Völkern der Halbinsel allein zu der ersehnten Wohlfahrt führen können" . . . .

Mamiani nahm sich die deutliche Zurückweisung seiner verbrecherischen Absichten nicht zu Herzen. Schon früher hatte er dem General Durando aufgegeben, mit Sardinien gegen Oesterreich zu kämpfen, ja sogar die Errichtung eines Reservecorps von 6000 Mann angeordnet. Erst die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze sollten ihn stürzen.

Die italienischen Truppen hatten unterdeß mit wechselndem Erfolge gekämpft. Karl Albert, anfangs siegreich vorrückend, verlor am 25. Juli die Schlacht bei Custozza an Radetzky, der schon am 11. Juni Vincenza (wo auch die Päpstlichen auf's

Haupt geschlagen wurden), Padua, Treviso u. s. w. wieder in Besitz genommen hatte. Am 4. August wurde ein Waffenstillstand geschlossen, am 10. besetzte Radetzky Mailand. (Wir wollen hier gleich erwähnen, daß Karl Albert im Frühling 1849 den mittlerweile verlängerten Waffenstillstand brach, wieder gegen Oesterreich zog, und bei Novara jämmerlich geschlagen, zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emmanuel II., der den Frieden schloß, abdankte. Karl Albert zog sich darauf nach Oporto in Portugal zurück, und beendigte dort in ruhmloser Verlassenheit sein Dasein.)

Als man in Rom die Niederlage der Italiener erfuhr, beschloß die Kammer unter der Zustimmung Mamiani's die Mobilisirung von 12,000 Mann, Errichtung einer Fremdenlegion und Ausschreibung von 20,000,000 Franken Steuern. Pius IX. verweigerte diesem Beschlusse die verfassungsmäßige Genehmigung, und zwar neben der grundsätzlichen Abneigung gegen den Krieg auch aus Rücksicht auf die Hoffnungslosigkeit des feindlichen Vorgehens gegen das siegreiche Oesterreich. Mamiani gab seine Entlassung, und Graf Eduard Fabbri, ein braver, aber schon sehr alter Mann, trat an seine Stelle. Aber auch dieser dankte mit dem ganzen Ministerium schon am 14. September ab.

Siebenzehntes Kapitel.

Die römische Revolution. Ende vom Anfang.

Jedesmal, wenn die Revolution die altgewohnte staatliche Ordnung zerstört und ihre Creaturen zur Herrschaft gebracht, geht im Gefolge der politischen Umwälzung das Verbrechen gegen Gut und Leben ungescheut durch die Straßen.

So war es auch in Rom. Die Radikalen hatten, um ihren Anhang zu vergrößern, sich mit allerlei unsicherm Gesindel umgeben, welches, so lange der Papst stark war und Ordnung im Staate herrschte, sich scheu verkriechen mußte. Ueberdies hatte der Wahn: je mehr wohlklingende Phrasen von Freiheit, desto mehr Wohlstand, hatten die Versammlungen und Festlichkeiten Viele ihren Beschäftigungen entzogen, die Müßiggänger vermehrt. Eine Folge war das Anwachsen von gemeinen Verbrechen, Schändlichkeiten aller Art gegen Habe und persönliche Sicherheit aller Bürger. Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, und als der Papst sah, daß die Revolution bald ein halbes Dutzend von Ministerien verbraucht und die „Führer" immer unverschämter nach Geistesgenossen schrieen, vertraute er die Zügel der Regierung einem Manne an, der alle Gewähr der Kraft und Entschiedenheit gab. Es war Graf Pellegrino Rossi, der frühere Botschafter Frankreichs, den wir bereits, freilich nicht von der besten Seite, kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Rossi, Italiener von Geburt, früher Professor der Rechte, hatte schon mehrfache Wandlungen durchgemacht. Die Gnade Gottes führte ihn auf den Weg der Religion zurück, er war jetzt ein gläubiger Sohn der Kirche und treuer Anhänger des Papstes, den er im Laufe seiner amtlichen Thätigkeit hochschätzen gelernt. Seit der Februar-

Revolution ohne amtliche Stellung, befaßte er sich mit der Beobachtung der politischen Verhältnisse des Kirchenstaates und hatte dem Papste schon mehrfache Andeutungen gemacht darüber, wie der immer unverhohlener hervortretenden Revolution entgegen zu wirken wäre. Graf Rossi übernahm nur nach vielem Zögern die Regierung, und als er die Ernennung annahm, faßte er den festen Vorsatz mit starker Hand einzuschreiten für das Gesetz und wieder Ordnung zu schaffen im Lande. Mit ihm traten noch die Cardinäle Soglio und Vizzarelli und vier hochansehnliche Laien in das Ministerium, und so bedeutete das Cabinet Rossi: freiheitliches Staatsleben innerhalb der durch die ewigen Gesetze des Christenthums und der durch die Eigenart des Kirchenstaates, des „priesterlichen Reichs", gezogenen Schranken. Bezüglich der angestrebten Neugestaltung Italiens hatte Graf Rossi mit anderen Staaten der Halbinsel Unterhandlungen wegen Bildung eines italienischen Staatenbundes angeknüpft, durch welchen er die Stellung und das Ansehen des Papstthums zu sichern hoffte.

Sofort nach seinem Amtsantritt ließ Rossi den Radikalen fühlen, daß er nicht gesonnen sei, ferner das Terrorisiren des Papstes zu dulden. Er schränkte die zügellosen Versammlungen ein, in denen Gott und Welt verspottet, ja sogar Orgien nach Art der „großen französischen Revolution" gehalten, die heiligen Sakramente der Kirche verhöhnt wurden, setzte der republikanisirenden Presse einen Dämpfer auf und vermehrte die bewaffnete Macht, um gemeine Verbrechen zu hindern.

Natürlich beehrten ihn die Radikalen mit der ganzen Wucht ihres Hasses, der so weit sich steigerte, daß in den meuterischen Conventikeln der Tod des Ministers durch Meuchlerhand beschlossen wurde. Am 15. Nov., dem Tage der Wiedereröffnung der am 17. August vertagten Kammern, sollte der verhaßte Mann ermordet werden. Die Vorkehrungen waren nur zu gut getroffen, auf der Bühne des Theaters Capranica versammelten sich Abends vor der That die Verschwornen, drei von ihnen wurden durch das Loos gewählt, Rossi zu erdolchen. Unter Leitung eines Chirurgen übten sich die Unmenschen im schändlichen Handwerke des Mordes an

einem aus dem Spital der Incurabeln geholten Leichnam. Mehrmals machten die Mörder den Versuch, bis ihnen der Stoß gelang. Es sollte der Hals ihres Opfers durchschnitten werden, so hatte es den Banditen ihr „Lehrer" gezeigt.

Graf Rossi war vorher gewarnt worden. Am Morgen des verhängnißvollen Tages verlangte ihn eine Frau zu sprechen, die vorgab, dringliche Mittheilungen, wahrscheinlich über die Einzelnheiten des beabsichtigten Attentates, machen zu wollen. Die Gräfin, von einer dunkeln Ahnung geängstigt und durch die seit mehreren Tagen umherschwirrenden unheilvollen Gerüchte um das Leben ihres Gatten besorgt gemacht, bat diesen zu Haus zu bleiben. Der Papst, zu welchem er sich am Vormittage vor der Kammer-Eröffnung begab, warnte den Grafen, da er benachrichtigt worden, die Verschwornen wollten den Minister am Kanzleipalaste ermorden. Dieser beschwichtigte den hl. Vater und seine eigene Gattin, er vertraute auf sein gutes Geschick, auf die von ihm getroffenen Maßregeln und auf seinen persönlichen Muth, womit er die nach seiner Meinung „ebenso treulosen wie feigen" Leute einschüchtern zu können hoffte. Ohne Bangen fuhr er daher zum Kanzleipalaste und betrat, dort angelangt, mit festem Schritt die Treppe. Doch kaum war er auf der ersten Stufe, da umringten ihn die Verschwornen, rissen ihn nieder, und ein Mordbube stieß ihm das Stilet tief in die Kehle. Das im Hof und Flur versammelte Gesindel machte während der Verübung der That einen gräulichen Lärm, um in der Verwirrung das Entkommen der Mörder zu ermöglichen. Der Stoß war tödtlich, unter dem Seufzer „O Gott!" sank der Gemeuchelte nieder. Der Diener trug nur noch einen Leichnam in die Gemächer des Cardinals Guzzoli, neben dem Sitzungssaal. Als Pius IX. den grausigen Vorfall erfuhr, blieb er sprachlos und sagte dann mit Wehmuth: „Graf Rossi ist als Märtyrer gestorben, er ruhe im Frieden." Rossi wurde in der Kirche San Lorenzo in Damaso beigesetzt, sein Grab ziert ein marmornes Denkmal, die meisterhaft ausgeführte Büste des Ermordeten mit der Inschrift: „Ich habe die Vertheidigung einer guten Sache übernommen, Gott wird sich meiner erbarmen."

Mit dieser schwarzen That waren die Furien der Empörung

entfesselt. Der radikale Janhagel feierte den Mord als Heldenthat, führte den Mörder Abends gleich einem Triumphator beim Scheine zahlreicher Fackeln durch die Stadt. Die Unmenschen besaßen nicht einmal so viel Schamgefühl, um die Wittwe zu schonen. Lärmend und ein den Mord verherrlichendes Lied brüllend, zogen sie vor die Wohnung der schwergebeugten Frau, die mit einer Waise ihr großes Unglück beweinte. Es war das Ende des Anfanges der römischen Revolution. Die Kammer nahm den Tod Rossi's gleichmüthig entgegen, und setzte, zu ihrer Schande sei es gesagt, ihre Berathung fort, als ob nichts geschehen wäre. — Die gesammte Diplomatie verließ Angesichts dieser Rohheit den Sitzungssaal. Das Ministerium legte die Portefeuilles in die Hände des Papstes zurück. Das Feld gehörte ganz und gar den Empörern.

Diese machten von der errungenen Uebermacht Gebrauch. Der „Volksverein", welcher den Ausbund der Revolutionäre zu seinen Mitgliedern zählte, formulirte sofort ein Programm, welches am andern Tage dem Papst vorgelegt werden sollte. Zugleich wurden Emissäre in sämmtliche Casernen geschickt, welche sich der Soldaten versichern sollten.

Am andern Tage zog der Haufe im Gefolge der „ehrenwerthen" Abgeordneten, an ihrer Spitze der Tags vorher mit Verhaltungsbefehlen von Mazzini in Rom eingetroffene Galetti, zum Quirinal, die verrätherische Bürgerwehr begleitete den Zug mit ihrer Musik. Pius IX. befand sich in der Umgebung fremder Gesandten, sein ganzer Schutz bestand in der treuen, nur einige sechszig Mann zählenden Schweizergarde. Von den Menschen verlassen, wandte er sich in heißem Gebete an Gott und flehte um — Verzeihung der Sünden seiner ungetreuen Unterthanen.

Bald nach 12 Uhr Mittags erschien die hochverrätherische Deputation mit ihrem Führer Galetti, in der Absicht das Programm des „Volkes" vorzulegen. Cardinal Soglio, der sie anstatt des Papstes empfangen hatte, nahm das Papier entgegen, welches unter Anderm folgende Forderungen enthielt: Anordnung und Verkündigung der italienischen Nationalität, Berufung einer verfassunggebenden Versammlung, Kriegserklärung gegen Oesterreich, vollständiges Laienministerium von der Farbe der radikalen Demokratie.

Der hl. Vater wollte sich mit Leuten, die sich zu Mitschuldigen von Meuchelmördern gemacht, nicht verhandeln und ließ ihnen sagen, er werde die Forderungen in Erwägung ziehen, indeß sei Galetti mit der Cabinetsbildung beauftragt.

Letzterer theilte die Antwort des Papstes von einem Balkon aus der Menge mit, diese war aber bereits dermaßen erhitzt, daß sie die Botschaft mit unbändigem Gejohle empfing und auf sofortige Annahme des Programmes drang. Wieder antwortete Pius IX., er werde als Souverain und Papst sich mit Gewalt nichts abtrotzen lassen. Das Volk nun, wieder aufgestachelt, fängt zu toben an, man schreit: „Nieder mit Pius IX.! Es lebe die Republik!“ Den Agenten Mazzini's und Garibaldi's dauert die Sache zu lange, und auf ihr Anstiften stürmt die Masse gegen die Thore des Quirinals. Die braven Schweizer schlagen das Thor zu, worauf die Rebellen Feuer an den Palast legen und in die Fenster schießen. Mit Noth wird das Feuer gelöscht, die Schüsse der Empörer tödten mehrere Personen, u. A. Msgr. Palma, den Sekretär des Papstes. Nicht lange mehr können die Schweizer der tausendfachen Uebermacht widerstehen, schon wird eine Kanone vor dem Hauptthore des Palastes aufgefahren, Drohungen werden laut, man werde Hand anlegen an den Papst: da erklärt Pius IX. auf den Rath der Diplomaten, daß er die vorgelegte Ministerliste annehmen wolle, das Uebrige möge die Kammer berathen. Galetti verkündet dem versammelten Gesindel den Entschluß des Papstes, worauf dieses triumphirend von dannen zieht. Der hl. Vater aber legte in Gegenwart der Gesandten die feierliche Erklärung ab, er habe nachgegeben, nicht weil er die ihm abgetrotzten Zugeständnisse für ersprießlich halte, sondern weil er um jeden Preis verhüten wolle, daß seinetwegen Bürgerblut vergossen werde. Zugleich bat er, die Herren möchten ihren Regierungen mittheilen, daß er an der neuen Regierung keinerlei Antheil nehme, daß er derselben vollkommen, selbst dem Namen nach, fremd bleiben wolle und daß er sich alle durch die Ereignisse des Tages beeinträchtigten Rechte seiner Krone bis auf weiteres ausdrücklich vorbehalte. Und wieder ging er in seine Kapelle, wie er es im Laufe des Tages so oft gethan, und wieder bat er den Heiland, Er möchte wie heute auch

fernerhin verhüten, daß das gräßlichste aller Verbrechen, der Mord des Vaters aller Getauften, begangen werde.

Was nun weiter thun? Die Rebellen machten sich ihren Erfolg im weitesten Maße zu Nutzen, entwaffneten die treue Schweizergarde, besetzten den Quirinal mit Truppen der pflichtvergessenen Bürgerwehr und umgaben den hl. Vater von allen Seiten mit Spionen. Am 27. Dezember sollte der Papst abgesetzt und in den Lateran übergeführt werden. Niemand konnte dafür bürgen, daß die Meuterei nicht auch noch einen Schritt weiter gehen — das einmal unterlassene Verbrechen dennoch begehen würde. Die Vertrauten des Papstes und die Diplomaten riethen zur Flucht, Pius IX. schwankte. Ein geradezu wunderbarer Zwischenfall führte endlich die Entscheidung herbei.

Am 21. traf ein Brief vom Bischof Chatrousse von Valence ein, der dem Papste schrieb, er sei in den Besitz einer silbernen Büchse gelangt, welche Pius VI. während seiner Verbannung zur Aufbewahrung consecrirter Hostien benützt und an der Brust getragen habe. Er, der Bischof, übersende den Nachlaß des großen Papstes Pius dem Neunten als dem Erben des Namens, des Sitzes, der Tugenden, des Muthes und vielleicht auch der Prüfungen Pius' VI. Er hoffe zwar, die Büchse werde nicht wieder eine ähnliche Bestimmung haben, doch sei Gottes Rathschluß unerforschlich. Der hl. Vater erkannte in diesem Ereigniß einen Finger Gottes, der ihm inmitten der Bedrängnisse den zu betretenden Weg habe zeigen wollen. Nun endlich entschloß er sich zur Flucht. Am 24. Nov. sollte sie ausgeführt werden. Graf von Spaur, der wackere Gesandte Bayerns und der französische Botschafter, Herzog von Harcourt, trafen die nöthigen Anordnungen, welche den Erfolg sichern sollten.

Wir wollen im Nachstehenden diese Rettungsreise des Papstes, die wohl den Katholiken der ganzen Welt bekannt sein dürfte, in Kürze schildern.

Am Vormittag des 24. Nov. empfing Pius IX. zum letzten Male das neue Ministerium, welches ihn bestimmen wollte, seinen Beschlüssen die Bestätigung zu geben. Der Papst erklärte, daß er solches niemals thun werde, den Minister Muzzarelli, einen

Heuchler im Prälatengewande, mahnte er, in sich zu gehen, damit er sein von der Finsterniß eingegebenes Betragen nicht zu spät zu bereuen habe. Um 5 Uhr Abends fuhr der französische Botschafter in voller Gala vor und begehrte, zum Papste gelassen zu werden, mit dem er Wichtiges zu besprechen habe. In das Zimmer Pius' IX. geführt, mahnte er diesen zu raschem Handeln. Der hl. Vater vertauschte unter Thränen und Gebet seine Kleidung mit einem einfachen Priestergewande und verließ das Gemach, der Herzog von Harcourt las unterdeß laut aus einer Zeitung, wie er es so oft gethan, und die vor den Thüren postirten Spione schöpften, durch das Gebahren des Herzoges beruhigt, keinen Verdacht. Gegen 7 Uhr Abends, als er den hl. Vater geborgen wußte, entfernte sich der Botschafter, den Leuten zurufend, der Papst habe Ruhe nöthig, man solle ihn nicht stören. Pius IX. und sein getreuer Filipponi begaben sich durch eine seit lange nicht benützte Pforte in den Corridor der Schweizerwache und von dort in den Wagen, der in einem von den päpstlichen Gemächern entfernten Hofe bereit stand. Fast wäre die Flucht durch den Umstand, daß man zu der genannten Pforte den Schlüssel vergessen, vereitelt worden, schon mußte der Papst in das Zimmer zurückkehren. Endlich wurde dieses Hinderniß beseitigt und der Wagen jagte rasch nach San Marcellino und Pietro. Hier wartete Graf Spaur mit seinem Wagen, und der Papst stieg ein. Am Thore San Giovanni mußte eine Wache passirt werden. Der bayrische Gesandte nannte seinen Namen, erklärte, daß er nach Albano wolle, und die Soldaten ließen die Gesellschaft vorbei. Freilich war dies nur ein Behelf, um die Wache zu täuschen, und außerhalb des Thores bog der Wagen von der Straße nach Albano seitwärts ab, dem Wege nach Neapel zu. Jenseits von Ariccia wurde angehalten. Dorthin kam alsbald der Verabredung gemäß die Gräfin Spaur mit ihrer sechsspännigen Carrosse. Die Gattin des bayrischen Gesandten traf, wer beschreibt ihren Schrecken? den hl. Vater und ihren Gemahl von fünf Soldaten umringt, die durchaus die Signori geleiten wollten. Die Gräfin rief dem Doctor Allertz, unter dem Namen dieses ihres Hausarztes reiste Pius IX., mit erkünstelter Heftigkeit zu, er möge doch machen, daß man von der Stelle komme. Er müßte wohl wissen, wie sehr sie die

Nachtreise hasse. Schwer genug mag der edlen Frau dieses Manöver vorgekommen sein, und auch später, als endlich Alle Platz in ihrem Wagen genommen, konnte sie nur mit Mühe ihre Thränen zurückhalten. Endlich fuhr man von dannen, die Gräfin nahm den Vordersitz ein mit ihrem Sohne Max, auf dem bequemen Rücksitz saß der Papst mit dem Hauskaplan der bayrischen Gesandtschaft, dem Priester Sebastian Liebl. Der Graf nahm auf dem Kutschbocke Platz. Der hl. Vater war der Gefaßteste von Allen, er tröstete die Gräfin, welche vor Schmerz fast vergehen wollte über das Leid Pius' IX. Dieser betete unterwegs mit dem Priester Liebl, gegen drei Uhr Morgens überkam ihn ein leichter Schlummer. Um sechs Uhr früh erreichte man den Grenzort Torre (de' confini), der Papst befand sich jenseits des Kirchenstaates, und Alle stimmten das Te Deum an. Pius IX. war gerettet.

Nicht weit von der Zollstation Fondi, wo man Dank des Privilegs des bayrischen Gesandten, ohne anzuhalten, vorüber gefahren war, begegnete die Reisegesellschaft dem Cardinal Antonelli und dem spanischen Gesandtschaftssekretär Gonzales d' Arnao, die behufs Sicherung des Fortkommens einen Tag früher als der Papst abgereist waren. Der Cardinal mag in seinem weltlichen Anzuge, an dem eine große rothe Halsbinde hervorstach, spassig genug ausgesehen haben, so daß selbst der wehmüthig gestimmte Papst ein Lächeln nicht zurückhalten konnte.

Um halb zehn Uhr Morgens hielt man vor dem Gasthofe von Mola. Die ganze Gesellschaft, auf welche hier ein Neffe des Papstes, Graf Luigi Mastai, wartete, begab sich auf die Zimmer. Der hl. Vater nahm etwas Speise zu sich und schrieb einen Brief an den König Ferdinand von Neapel, mit welchem Graf Spaur, der das Schreiben selbst bestellen wollte, sofort abreiste. D' Arnao übergab jenem seinen Paß gegen den des Grafen und übernahm den Auftrag, den Papst nach der neapolitanischen Festung Gaeta zu geleiten.

Als Pius IX. mit seinem Gefolge dort anlangte, wurden ihnen die Päſſe abgefordert, und die Thorwächter bedeuteten ihnen, daß sie sich baldigst dem Festungscommandanten vorzustellen hätten. Dieser mit Namen Groß, ein Sohn der deutschen Schweiz, ein

wackerer Haudegen, als Militär ein Mann in Wort und That, schlicht und bündig nahm die Sache sehr kraus, als er am andern Tage den zu persönlicher Vorstellung mit dem Herrn d' Arnao herbeigekommenen Cardinal Antonelli deutsch ansprach, ohne Antwort von ihnen zu bekommen. Der spanische Gesandtschaftssekretär hatte sich mit dem Passe des Grafen Spaur unter des letztern Namen vorgestellt, wußte aber, als Groß mit dem angeblichen Bayer in der gemeinsamen Muttersprache sich unterhalten wollte, kein Sterbenswörtchen hervorzubringen. Er war ebensowenig der deutschen Sprache mächtig wie Cardinal Antonelli, und fast hätte Groß beide, sowie die übrigen Herren, den Papst mit eingeschlossen, die in dem einzigen kleinen Gasthofe des Orts, „Giardinetto" genannt, sich untergebracht hatten, als Spione einsperrrn lassen. Groß begnügte sich damit, die ganze Gesellschaft strenge überwachen zu lassen, bis er sich über ihr Wer, Was, Woher und Wohin Klarheit verschafft haben würde. Diese sollte ihm bald werden.

Gegen ein Uhr Nachmittags, der General saß eben bei der Chocolade in Gesellschaft der von ihm geladenen Gräfin Spaur, des Cardinals Antonelli und des Herrn von Arnao, meldete eine Ordonnanz athemlos, ein Schiff, mit dem König und Familie an Bord, sei eben im Hafen eingelaufen. Der gute Commandant war sprachlos vor Erstaunen. Soviel merkte er, daß die Ankunft des Königs mit seinen Gästen in Verbindung stehe. Aber wer waren diese Leute? Was hatte die plötzliche Ankunft des Königs veranlaßt?

Die Leser können sich den Hergang der Sache denken. Graf Spaur war mit dem Briefe des Papstes in der Nacht vom 25. auf den 26. in Neapel angekommen, sofort zum Könige Ferdinand geführt worden und hatte bei demselben sich seines Auftrages erledigt. Den König beherrschte angesichts der unerwarteten Nachricht nur ein Gefühl, das Gefühl der Freude, daß er das Glück habe, den Papst beschützen zu können. Pius IX. hatte in seinem Briefe angedeutet, er wolle gerne den Staat wieder verlassen, wenn durch seine Anwesenheit eine Beunruhigung der Unterthanen Ferdinands zu befürchten wäre. Davon war natürlich keine Rede. Sofort theilte der König die Nachricht seiner Gattin mit, und um

sechs Uhr Morgens fuhr die königliche Familie am Bord des „Tancred", dem zwei Dampfer mit den Herren und Damen des Hofes folgten, nach Gaeta. Dort war mittlerweile auch Herzog d' Harcourt auf einem französischen Dampfer eingetroffen.

General Groß begab sich, gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, zu dem Hafen und begrüßte seinen Souverain. Wie groß war sein Erstaunen, als er nun vom König befragt wurde, wo der Papst sei. — Der Papst in Gaeta? Darauf war der gute General nicht gefaßt, und er mußte sich einen scherzhaften Verweis seines Souverains gefallen lassen, daß er die Festung so schlecht bewacht habe.

Sofort ließ König Ferdinand den hl. Vater ersuchen, er möge sich in des Ersteren Wohnung begeben und diese als die eigene ansehen. Pius IX. folgte der Einladung und wurde am Thore des Hauses vom Könige und dessen männlichem Gefolge ehrfurchtsvoll empfangen. Am Fuß der Treppe harrte die Königin mit ihren Kindern und Hofdamen, und das königliche Paar bat, nachdem es den Segen des Papstes empfangen, auf's eindringlichste, Pius IX. möge seinen Aufenthalt in ihrem Staate nehmen, es stünde ihm das ganze Land, dessen Vermögen und Wehr zur Verfügung.

Der Papst hatte die Wahl zwischen Frankreich, Bayern, Preußen und England, deren Fürsten ihm sämmtlich Zufluchtsstätten angeboten hatten. Den innigen Bitten des frommen Königspaares mochte er aber um so eher willfahren, als der Aufenthalt im Königreiche, in der Nähe des Kirchenstaates, durch mancherlei Erwägungen politischer Art geboten war.

Wo Petrus, dort die Kirche: die unansehnliche Festung war durch Pius IX. zum Mittelpunkte der Welt geworden.

Achtzehntes Kapitel.

Das Ende der römischen Revolution. — Der Papst in Gaeta.

Die List des Herzogs von Harcourt war so wohl gelungen, daß man die Entfernung des Papstes im Quirinal erst am Morgen des 25. November merkte. Auf die treugebliebene Bürgerschaft Rom's wirkte die Nachricht wie ein Donnerschlag; nun hatte sie keinen Halt mehr, im papstlosen Rom konnte nur mehr die Revolution ungescheut herrschen. Das geschah denn auch. Als mehrfache Versuche, den Papst zur Rückkehr zu bewegen, an dessen Willen gescheitert waren, als er das Ministerium als abgesetzt, die Kammer als aufgelöst erklärte und an die katholischen Mächte die Bitte richtete, in Rom bewaffnet einzuschreiten und das priesterliche Reich der Christenheit zu erhalten, da hielten auch die Häupter der Empörung sich jeder Rücksichtsnahme ledig, sie erachteten sich für vogelfrei, und darnach wollten sie auch handeln.

Am 5. Februar 1849 trat die constituirende Versammlung, 200 Köpfe stark, auf dem Capitole zusammen, nachdem sie, die vom hl. Vater förmlich Excommunicirten, vorher von einem pflichtvergessenen Priester ihrer Farbe in Ara Coeli hatten ein Hochamt halten lassen. Dort sollte das päpstliche Reich zu Grabe getragen und die römische Republik gegründet werden. Am 8. Februar wurde diese öffentlich ausgerufen und Tags darauf durch erzwungenes Geläute gefeiert. Wer sich dagegen regte, hatte den republikanischen Dolch im Nacken.

Daß der gemeine Verbrecher Triumphe feierte, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. Es fielen zahlreiche Morde vor, Diebstähle nahmen zum Erschrecken überhand; trieb es doch die Regierung

selbst mit fremdem Gute nicht besser. Zuerst stahl sie die päpstlichen Pferde und spannte sie vor Kanonen; dann die Glocken der Kirche und ließ sie einschmelzen, später die Kirchengefäße, die in die Münze getragen wurden. Des Weitern fand man auch, daß der Kirchen und Klöster zu viele seien, jagte die Insassen der letztern schonungslos fort, und machte aus den Kirchen Kasernen und Theater. Zum Schluß wurden, damit die Republik der Schande auch das Schrecklichste vollbringe, die hl. Hostien aus ihren Behältern genommen, durchstochen und mit Füßen getreten; Schanddirnen trieben ihr Spiel damit.

Mazzini war in Rom. Am 6. März langte er, von 9,000 feilen Stimmen dazu aufgefordert, in der ewigen Stadt an, und nahm in der sogenannten constituirenden Versammlung einen bereitgehaltenen Ehrensitz ein. Er überzeugte sich persönlich, wie die von ihm vorbereitete unheilvolle Aussaat üppig in die Halme geschossen war, und gar bald ließen ihn seine Creaturen die Ernte halten. Am 29. März 1849 wurde er zum Mitglied der außer ihm noch aus Saffi und Armellini gebildeten Regierung ernannt. Unter seiner Leitung setzte nun die Republik den Schandthaten die Krone auf. Kirchengemeinschaften und geistliche Genossenschaften wurden für unfähig erklärt, Güter zu erwerben und über das Erworbene zu verfügen; sämmtliche Kirchengüter wurden als Staatseigenthum beansprucht.

Und was that der Papst? Ließ er Alles ruhig gehen? Sah er gleichgültig allen diesen Unthaten zu, ohne seine mahnende Stimme zu erheben? O nein! Wir haben bereits erwähnt, daß Pius IX. in einem öffentlichen Aufrufe die republikanische Wirthschaft in Rom verdammte und die Rädelsführer in den Bann that. Und der Finger des verspotteten Gottes zeigte sich sichtbar für Alle, die sehen wollten. — Wir erwähnen von den höchst merkwürdigen Fällen, in welchen die Gotteslästerer ein abschreckendes Opfer ihrer Unseligkeit wurden, nur die bekanntesten und auffälligsten. Ein Advokat, der Verfasser des Berufungsdekrets der „Constituante,“ starb plötzlich am Schlagflusse. — Ein Offizier der „sogenannten römischen Legion,“ welcher die Excommunikation verhöhnte, und die Hand an den Kopf legend, eine verächtliche Geberde machte,

stürzte am selben Tage vom Pferde und zerschmetterte sich den Kopf. — Ein junger Mensch, der in ein Kaffeehaus trat und eine Tasse Kaffee „mit der Excommunikation darin“ forderte, sank, bevor er noch die Tasse an die Lippen setzten konnte, todt nieder. — Und in Orvieto — der Fall war zu sprechend, — bezahlte ein abgefallener Ordenspriester, der den hl. Vater auf der Kanzel verspottet, seine Vermessenheit mit dem Leben. Von der Kanzel herabsteigend, fiel er todt auf der Treppe zusammen.

Diese Sprache war deutlich, und ihrer Einwirkung konnte das Volk sich nicht entziehen. Die Wortführer freilich versuchten mit allen Mitteln einer heuchlerischen Beredsamkeit darzuthun, die Excommunikation des Papstes sei hinfällig, weil er dabei die geistliche Gewalt zu Gunsten des weltlichen Besitzes mißbraucht habe. So räsonnirten dieselben Menschen, die noch vor einem halben Jahre dem Papste mit der Bitte in den Ohren gelegen, er möge Oesterreich, weil es den „geheiligten Boden“ Italiens nicht verlassen wolle, excommunizieren!

Wir werden bald sehen, wie diese Leute, die das Strafgericht Gottes mißachteten, der weltliche Arm erreichte. Wenden wir uns jetzt dem Papste zu, mit dem ja das Papstthum, die Kirche nach Gaeta gezogen war. Hier, in der wenig bedeutenden neapolitanischen Stadt, zeigte es sich, in welch hohem Grade Pius IX. die Liebe und Verehrung aller Völker, die Achtung und das Mitgefühl aller edeldenkenden Souveräne besaß. Auf der einen Seite war es den republikanischen Triumvirn nicht gelungen, die Anerkennung auch nur einer Macht zu erlangen; selbst das auf dem Wege der Revolution ebenfalls zur Republik gewordene Frankreich mochte seine Hand nicht an der römischen Schandrepublik besudeln; nur die gesinnungsverwandte Republik von Toscana, die aber bald ein Ende fand, und die republikanischen Gewalthaber von Palermo gewährten den Liebesdienst. Anderseits bezeugten Pius IX. alle Mächte, deren Vertreter sämmtlich nach Gaeta übergesiedelt waren, ihr inniges Beileid über die traurige Wendung der Dinge. Damals sprach in ihnen noch das Rechtsgefühl, welches zwei Jahrzehnte später in den Meisten ganz absterben sollte. Frankreich,

Spanien und Oesterreich boten dem Papste zur Geltendmachung seiner Rechte und seines Besitzes ihre bewaffnete Dazwischenkunft an.

In Gaeta legte Pius IX. den Grund zu einem der zwei herrlichsten Glaubensacte, die allein hinreichen, ihm einen Platz inmitten der größten und frömmsten Päpste zu sichern. Hier traf er nämlich Vorbereitungen zu der Erklärung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß der gebenedeiten Gottesmutter, die 1854 die ganze Welt aufjauchzen machte. Am 2. Februar richtete er ein Rundschreiben an die Oberhirten der ganzen katholischen Welt, worin er ihnen unter Hinweis auf die vielfachen von den Päpsten und den Bischöfen aller Welttheile über diesen Gegenstand gepflogenen Erhebungen mittheilte, daß er mit der sorgfältigen Prüfung der Angelegenheit eine besondere Congregation beauftragt habe, und sie aufforderte, ihm ihre Gutachten mitzutheilen. Die Aufforderung des Papstes fand in den Herzen aller Verehrer Mariens einen freudigen und gläubigen Widerhall, und es bereitete sich der große Sieg der Muttergottes auf Erden vor.

Die Katholiken der ganzen Welt, die schon früher mit Bewunderung auf den großen Papst geblickt, bemühten sich jetzt, ihm ihre Liebe und treue Anhänglichkeit kund zu thun, überall bildeten sich Vereine, wurden Versammlungen abgehalten, in welchen Proteste gegen die Gewaltakte der Republikaner und Adressen der unwandelbaren Ergebenheit an Pius IX. erlassen wurden. In Deutschland traten allerorts die katholischen Bürger zusammen, um in Vereinen unter dem Namen und dem Schutze Pius' IX., den „Pius-Vereinen", sich gegenseitig in Werken katholischer Treue und Nächstenliebe anzueifern. Die Oberhirten und ihre Völker sprachen laut und vernehmbar ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Erhaltung des weltlichen Besitzes aus und legten den Fürsten die Pflicht nahe, für den Vater der Erde einzutreten.

Endlich sollte dem hl. Vater die erbetene Hilfe werden. Nach mehrfachen Bemühungen beschloß die französische Regierung, der jetzt Louis Napoleon vorstand, auf nachhaltiges Drängen der französischen Nationalversammlung, die bewaffnete Intervention in Rom, und am 21. April 1849 landete General Oudinot mit dem Expeditionsheere in Civita-Vecchia. Diese Hafenstadt ergab

sich ohne Widerstand, und der französische General marschirte nach einigen Tagen gegen Rom, wo er am 30. eintraf. Bisher ohne Widerstand vordringend, spielte sich, als Oudinot vor den Mauern Rom's Halt machte, ein Schauspiel ab, das uns zeigt, in welch grenzenlosen Fanatismus das römische Volk von Mazzini und dem jetzt auch schon tonangebenden Garibaldi und deren Helfershelfern versetzt worden war. Die Thore der Stadt waren geschlossen und verbarrikadirt, die Wälle armirt, Alles, was Waffen tragen konnte, war auf den Forts bereit, eher mit der rothen Fahne zu sterben, als sich zu ergeben. Die fremden Meuterer hatten eine wahre Todesbegeisterung in den Römern angefacht, nachdem sie ihnen die Möglichkeit des erfolgreichen Widerstandes vordemonstrirt und sie vor dem angeblichen Blutgerichte des Papstes, wenn er wieder in Rom Herr werden sollte, zur Verzweiflung gebracht hatten. Garibaldi commandirte die theils durch das obengeschilderte Manöver, theils durch ein Schreckensregiment, zumeist aber aus zusammengelaufenen Fremden, vogelfreien Existenzen gebildeten revolutionären Truppen. Am 30. April versuchte der Commandeur Picard in übertriebenem Eifer das San-Pancrazio-Thor zu nehmen, wobei er durch die Garibaldianer zurückgeschlagen wurde, so daß 600 Mann auf dem Platze blieben. Jetzt wurde es den Franzosen, die keinen erheblichen Widerstand befürchtet haben mochten und auch nicht mit der nöthigen Entschiedenheit vorzugehen schienen, klar, daß sie eine regelrechte Belagerung gegen Rom mit Aufbietung aller Kräfte würden eröffnen müssen. Neben der militärischen Nothwendigkeit ließen sie sich auch durch die Rücksicht auf die Unterstützung der Könige von Sardinien und Neapel zu Velletri zu energischem Vorgehen bewegen. Louis Napoleon, der durch seine Versicherungen, den Kirchenstaat schützen zu wollen, bei der Präsidentenwahl die Stimmen des französischen Clerus sich zu verschaffen gewußt, wollte den Frankreich durchwehenden gläubigen Zug zu seinen Gunsten benutzen. Die Wiedereinsetzung des Papstes, lediglich durch französische Waffen, sollte auch grundlegend für den französischen Einfluß sein. Wir wissen, wie sehr dem Präsidenten der französischen Republik und spätern Kaiser der Plan gelang, und welche Rolle er 22 Jahre dem Papste gegenüber spielte, um

ihn endlich im Stiche zu lassen. Am 4. Juni wurde die regelmäßige Belagerung mit Hilfe neu hinzugekommener 20,000 Mann eröffnet. Unterdessen stand im Süden an der Grenze das neapolitanische Schutzheer, campirte in Terracina General Cordova mit den spanischen Truppen und rückte ein 15,000 Mann starkes österreichisches Armeecorps im Norden vor. In der Stadt hauste das Gesindel gleich blutigen Tyrannen, namentlich gegen die Priester, von denen sie zumeist Widerstand erfuhren. Im Cisterzienserkloster zum hl. Kreuz drangen die Bürgerwehrmänner und Legionäre (ein Gemisch von Auswürflingen aus allen Gegenden der Windrose) auf drei Weltliche ein, die sie fälschlich für Ordenspriester hielten, tödteten sie und schleppten die noch nicht kalten Leiber zu ihren Saufgelagen. Im Kloster San Callisto, jenseits des Tiber am Janiculushügel, ließ einer der Wüthendsten, ein ehemaliger Zollbeamter Zambianchi, blutdürstiger denn ein Marat, den Dominikaner Sghirla, weil er sich aus der Stadt retten wollte, auf der Stelle enthaupten, andere Priester einsperren und später ebenfalls ermorden. Es wurden, wie der geistreiche Margotti erzählt, im Jahre 1849 im Kloster San Callisto die Leichen von 90 ermordeten Priestern aufgefunden. Drei Landleute wurden bei der Engelsbrücke vor den Augen Garibaldi's mit dem „Rufe: „Es sind Jesuiten, nieder mit ihnen!" zerfleischt und in den Tiber geworfen. Die Machthaber aber sahen, anstatt die Missethäter nach Gebühr zu strafen, dem Treiben müßig zu. Hatte doch ihre Macht das zur Voraussetzung, daß sie den häßlichsten Leidenschaften, der Bestie im Menschen, freien Lauf ließen. Aehnliche Scheußlichkeiten wie in Rom wurden auch in den Provinzen verübt.

Am 12. Juni war die Einschließung Rom's durch die Belagerer vollendet, am 1. Juli begannen die Unterhandlungen mit dem französischen Obergeneral, der Uebergabe auf Gnade und Ungnade forderte. Diese erfolgte endlich am 3. Juli Nachmittags drei Uhr. Die Franzosen zogen unter den Verwünschungen der Radikalen und den Segenswünschen der Gutgesinnten in Rom ein. Mazzini und Ciceruacchio und all die Leute mit großen Phrasen und kleinen Thaten brachten ihr Leben in Sicherheit; auch Garibaldi floh mit seinen Legionären.

Auf den sieben Monate lange fortgesetzten Taumel folgte jetzt eine Zeit der Ernüchterung. Die Franzosen setzten der Preßfreiheit und der Versammlungswuth ein rasches Ziel; die National-



Cardinal Antonelli.

versammlung hatte sich schon vorher aufgelöst. Die römische Republik lag im Staube. Der Papst hatte wieder freie Bahn.

Wie benahm sich nun Pius IX.? Zur vollen Würdigung seines

Vorgehens müssen wir uns die Lage klar machen. Durch fremde militärische Hilfe war die Rebellion, die den Papst zur Flucht genöthigt, niedergeworfen worden; er hatte die äußerste Milde walten lassen. Er konnte, wie Oesterreich und Toskana, ein Militärgericht einführen, oder wie später Louis Napoleon in Frankreich, die Rebellen zu Hunderten in den Kerker werfen. Pius IX. that nichts von alldem; er handelte als Vater der Liebe und der Versöhnung.

Am 1. August setzte er eine Regierungs-Commission ein, bestehend aus den als versöhnlich bekannten Cardinälen de la Genga, Vannicelli, Casoni und Altieri. Die auswärtigen Angelegenheiten behielt Cardinal Antonelli. Dann errichtete er zwei Staatsräthe zur Berathung von Gesetzesentwürfen und Controlle der Finanzverwaltung, bestätigte die Provinzialverwaltungen und beauftragte eine Commission, Vorschläge zu machen über Verbesserung des Gerichtswesens. Andere Commissionen sollten den von geistlichen Körperschaften und Privaten durch die Revolution erlittenen Schaden feststellen. Und um seinem väterlichen Wirken die Krone aufzusetzen, erließ er ein Amnestiedekret, durch welches Alle, die nicht Verführer, Eidbrüchige, oder gemeine Verbrecher waren, von der Strafe für die Theilnahme an der Revolution befreit wurden.

Zu einer „liberalen Regierung", wie sie Louis Napoleon dem Papste anzurathen den Muth hatte, konnte sich Pius IX. freilich nicht entschließen. Der Versuch war von ihm aufrichtig gemacht und mit schnödem Undank belohnt worden. Aufwiegler von Beruf hatten die von ihm gewährte Freiheit benützt, das Volk zu verführen; solchem Unwesen mußte ein für alle Mal ein Riegel vorgeschoben werden. So viel hatte Louis Napoleon, der vom einstigen Erzbischof von Spoleto Gerettete, erreicht, daß Pius IX. nicht eher nach Rom zurückkehrte, bis er nicht die Bürgschaft hatte, daß jede Beeinflussung seiner Regierung aufhöre, und dergleichen übelgemeinte Rathschläge wie der oben genannte nicht wiederkehren würden.

So konnte der hl. Vater, als ihm nach der Einnahme Rom's die Schlüssel der Stadt vom Obersten Niel (dem spätern Feldmarschall und französischen Kriegsminister) überreicht wurden, den

Anlaß nur benützen, den Obergeneral, die Offiziere und Soldaten des französischen Heeres mit Auszeichnungen zu belohnen. An seine Rückkehr war vorderhand nicht zu denken, trotzdem er von verschiedenen römischen Deputirten dazu aufgefordert worden war.

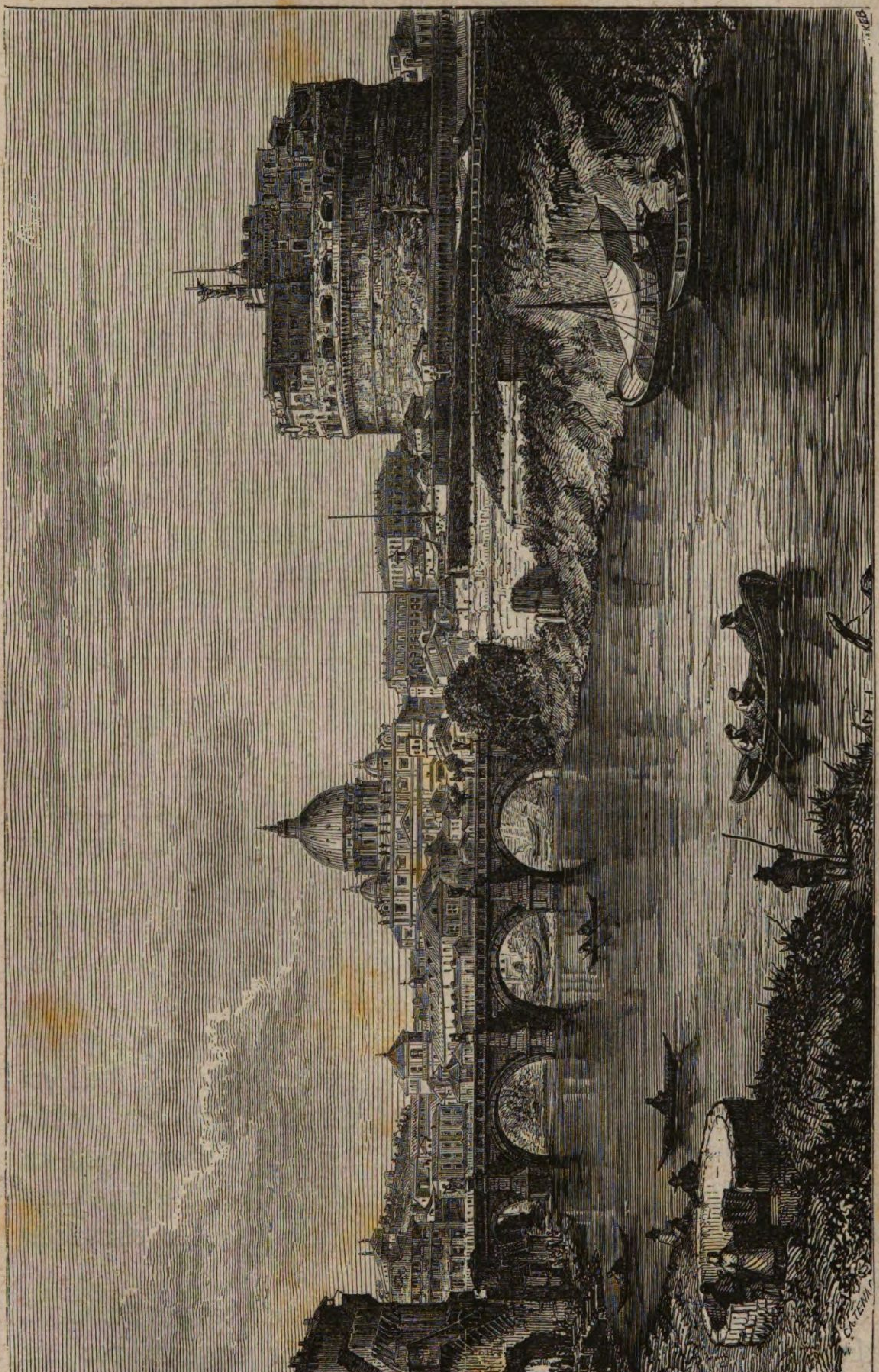
Bis zum Frühling 1850 blieb er in Gaeta. Von hier machte er abwechselnd Reisen nach Neapel und anderen Plätzen; überall glänzte er dabei durch Wohlthaten und liebreiche Theilnahme. Er lebte nur seiner hohen Aufgabe als Papst, ordnete die kirchlichen Angelegenheiten der ganzen Welt mit derselben Pünktlichkeit und Sorgfalt, als wäre er am Sitze Petri und nicht in der Verbannung. Dem Könige gab der hl. Vater mehrfache Beweise seiner Achtung und Dankbarkeit, während die königliche Familie wetteiferte in Akten der Ehrfurcht und es sich angelegen sein ließ, dem Papste den Aufenthalt im Königreiche so angenehm wie möglich zu machen. Am Gründonnerstage ertheilte der Papst selbst dem dritten Sohne des Königs, Grafen von Caserta, das hl. Sakrament der Firmung und der ganzen Familie das hl. Abendmahl. Die Charwoche, das Oster- und Pfingstfest wurde in Gaeta auf das feierlichste begangen: meist war dabei das fromme Königspaar anwesend, welches, so oft es konnte, nach Gaeta zu seinem hohen Gaste herüberkam. Schon oft hatten ihn die Majestäten zur Uebersiedlung in die Hauptstadt eingeladen; solchen Beweisen der Liebe und Treue konnte Pius nicht länger widerstehen, und am 6. Dezember zog er in Neapel ein, mit Begeisterung von einer unzählbaren Volksmenge begrüßt. Seinen Wohnsitz nahm er in Portici, der herrlich gelegenen Vorstadt Neapels.

Sein dortiger Aufenthalt währte vier Monate. In dieser Zeit wurden die Bittgesuche aus Rom, der hl. Vater möchte nach seiner Stadt zurückkehren, immer dringender, und so beschloß er dem Drängen nachzugeben und am 7. April, dem ersten Sonntag nach Ostern, seinen Einzug in Rom zu halten.

Neunzehntes Kapitel.

Pius IX. in Rom.

Am 9. April verließ der Papst Portici. Bis zur Grenze des Königreiches begleitete ihn König Ferdinand mit seinem Hofstaate. Ueberall schritt der hl. Vater durch Triumphbogen, empfingen ihn Begrüßungsdeputationen, überreichten ihm weißgekleidete Mädchen Blumensträuße. Am 12. April um ein Uhr Nachmittags hielt er seinen Einzug in Rom mit einem Pompe, welcher jeder Beschreibung spottete. Das ganze Volk war ihm entgegengegangen, sämmtliche Truppen in Gala bildeten Spaliere, der Schmuck der Straßen, Wände und Balkone überbot an Pracht alle jene Schaustellungen, welche der Radikalismus in der Periode des naiven Beginnens veranstaltet hatte. Noch schöner und bedeutender war aber die festliche Stimmung der Römer, deren Herzen ihrem wiedererlangten gütigen Herrscher entgegen schlugen. Und gütig war er über die Maßen, hatte er doch bei seiner Heimkehr es sich nicht nehmen lassen, zuerst der Armen zu gedenken. Sie wurden mit 150,000 Franken beschenkt, damit keiner seiner Unterthanen Kummer habe bei der Rückkehr des Vaters. In der ehrwürdigen Lateran-Basilika, wo der hl. Vater von der Diplomatie und den kirchlichen Würdenträgern empfangen wurde, stattete er dem hochwürdigsten Gute einen Besuch ab. Ihm, dem Allerheiligsten, galt ja vor Allem sein Dank für die glückliche Wendung der Dinge. Ohne Aufenthalt bewegte sich der Zug zum Petersplatze und zur Peterskirche; dort war das Cardinalcollegium zum feierlichen Empfange bereit. In dem Dome wurde das Te Deum gesungen, der hl. Vater gab der



Ansicht von Rom.

unermeßlichen Versammlung den Segen und begab sich, gefolgt von der päpstlichen Familie (den zur unmittelbaren Umgebung des Papstes gehörigen Cardinälen und Prälaten) in den Vatikan. In diesem Palaste nahm Pius IX. von nun an seinen ständigen Wohnsitz, in den Quirinal, wo er so viel Böses erlebt, wollte er nicht wieder zurückkehren. Abends war die Stadt festlich beleuchtet, ebenso am 14. April, an welchem Tage in allen Kirchen das Te Deum zum Himmel aufstieg.

Der Papst sollte sich jetzt zehn Jahre eines friedlichen Wirkens erfreuen, von nun an konnte er seinen vielfachen Pflichten, als Stellvertreter Jesu für die Bedürfnisse der Gesammtkirche zu sorgen, gerecht werden. Mit der hohen Politik kam er nur insofern in Berührung, als seine Stellung als König ihm wiederholten Anlaß gab, mit den Souverainen und ihren Vertretern zu verkehren, Correspondenzen der Höflichkeit und Vermittlung zu unterhalten. Noch zweimal während der folgenden Jahre werden wir ihn in die eigentliche Politik verwickelt sehen, es sind dies die zwei großen Katastrophen seiner Beraubung.

Von den kirchlichen Handlungen von allgemeiner Bedeutung ist das Ablaßjubiläum zu erwähnen, welches der hl. Vater für die ganze Welt ausschrieb. Gleich dem vergangenen Jahre (1875), war das Jahr 1850 ein sogenanntes heiliges Jahr. Wegen der Zeitlage konnte es jedoch nicht mit den üblichen Festlichkeiten begangen werden, und Pius IX. war deshalb bedacht, die Gläubigen wenigstens des Gnadengeschenkes der Kirche theilhaftig zu machen. Das katholische Volk erwies sich dankbar, der Zufluß an Fremden, die ihren Ablaß in den altehrwürdigen Kirchen Rom's sich gewinnen wollten, war ein größerer, als je zuvor. Am 16. Juli erfolgte die Seligsprechung des Petrus Claver von der Gesellschaft Jesu, der unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen in Südamerika über 100,000 Neger dem Lichte des Christenthums zugeführt hatte; am 7. Oktober die Seligsprechung der ehrwürdigen Anna Maria de Paredes.

Ein Act von einschneidender Bedeutung war die am 29. Sept. erlassene Bulle, in welcher Pius IX. die in England vor der Kirchentrennung des sechzehnten Jahrhunderts vorhandenen Bis-

thümer wiederherstellte. Durch Trug, Mord und Plünderungen war es den englischen Herrschern gelungen, das britische Volk von der Kirche loszureißen und unter ihr eigenes Zerrbild von höfischem Papstthum zu zwingen. Dreihundertjähriger Kämpfe hatte es bedurft, bis ein milderer Sinn der Duldung den katholischen Engländern mehr Luft und endlich Gleichberechtigung zukommen ließ. Nichts natürlicher, als daß die englischen Katholiken unter ihrem Oberhirten Wiseman die gesetzlich garantirte Glaubensfreiheit voll und ganz genießen wollten. Der Bulle gemäß bildete das Königreich England eine Kirchenprovinz, bestehend aus einem Erzbisthum (Westminster) und zwölf Bisthümern (Southwark, Hexham, Beverley, Liverpool, Salford, Shrewsbury, Newport, Clifton, Plymouth, Nottingham, Birmingham und Northampton.) Am Tage nach Erlaß dieser Bulle wurde der zum Erzbischof von Westminster ernannte gelehrte Wiseman mit dem Purpur des Cardinalats ausgezeichnet. (Mit ihm zugleich erfolgte die Ernennung von noch vierzehn andern Erzbischöfen und Bischöfen aus verschiedenen Diöcesen der katholischen Welt zu Cardinälen; darunter der große Geissel von Cöln, Diepenbrock von Breslau, Sommerau-Beckh von Olmütz.)

Die Wiederherstellung der alten Hierarchie mußte epochemachend und für die katholische Kirche Englands von weittragendem Erfolge sein. Dies begriffen Eiferer unter der anglikanischen Geistlichkeit alsbald, und weil sie es an Pflichttreue und Aufopferung den wahren Jüngern Jesu Christi nicht gleich thun konnten, verbanden sie sich mit den Aposteln des Unglaubens, um den Katholiken das Recht, in geregelter kirchlicher Verwaltung zu leben, streitig zu machen. In allen Zeitungsblättern, von den protestantischen Kanzeln herab wurde gegen den Papst und die von ihm ernannten Bischöfe geschürt, der Pöbel erlaubte sich mehrfach Ausschreitungen, das Bild Pius' IX. wurde durch den Straßenkoth geschleift, ja man schämte sich nicht, mit der Wiederkehr jener Zeiten zu drohen, in welchen die Katholiken nur mit steter Todesgefahr ihrem Glauben leben konnten. Erst nach und nach legte sich der Sturm, Dank der Klugheit des Cardinals Wiseman, und zahllose Fälle der Rückkehr englischer Protestanten, worunter viele Ange-

hörige der mächtigsten Adelsfamilien, belehrten die Welt, wie zeitgemäß die Maßregel Pius' IX. gewesen war.

Eine ähnliche That war die durch eine Bulle vom 5. Mai 1852 veranlaßte Wiederherstellung der Bischofsstühle in Holland. Auch hier wurde die Wuth der Hölle entfesselt, auch hier verbanden sich engherzige Prediger mit den geheimen Gesellschaften, um der „Anmaßung des Papstes" entgegenzutreten; für sie nahm sogar der König Wilhelm III. Partei. Das den Katholiken eine wohlwollende Neutralität bewahrende Ministerium Thorbecke fiel als Opfer seines Rechtsgefühles. Auch hier drohte man mit Knechtung, forderte man sogar zum Bürgerkriege heraus. Aber all' die Wuth scheiterte an dem ruhigen Ernste der Katholiken und ihrer Oberhirten, des Erzbischofs von Utrecht und der Bischöfe zu Haarlem, Breda und Roermond. Und in der Folge mußte auch in Holland die Wiederherstellung der Hierarchie kräftigend auf das kirchliche Leben einwirken. Heute bilden dort die Katholiken eine Macht, mit der jede Partei rechnen muß.

Daß Pius nicht nur diese beiden großen Fragen löste, sondern mit der Sorgfalt des Vaters aller seiner Kinder gedachte, brauchen wir es zu sagen? Sollten wir die Errichtung der vielen neuen Diöcesen aufzählen, alle in dieser Zeit abgeschlossenen Concordate verrechnen, alle die Bullen und Rundschreiben anführen, wir müßten Bände damit füllen. Genug, wenn wir der bedeutendsten erwähnen. Am 19. Dezember theilte der Papst dem Cardinals-Collegium mit, daß er in Siebenbürgen zwei neue Diöcesen des griechischen Ritus errichtet und mit der Republik Guatemala ein Concordat abgeschlossen habe. In demselben Consistorium sprach er sich über den Kirchenstreit im Großherzogthum Baden aus, wo die Freimaurer das Heft in Händen hatten und die Regierung eine Auflehnung der Katholiken gegen ihren Oberhirten, gegen den greisen Erzbischof Hermann von Vicari begünstigte. Nachträglich sei noch des am 21. November 1851 ausgeschriebenen Ablaßjubiläums gedacht, welches den Gläubigen in der Noth der schweren Zeit die Gnaden des Himmels zugänglich machen sollte.

In der ganzen katholischen Welt wirkten das Beispiel Pius' IX., die Liebesbeweise seines großen Herzens, seine ungeschminkte Frömmig-

keit belebend und ermunternd ein. Die Lauen wurden stark, die Starken noch stärker. So bereitete sich jener große Act vor, durch welchen die Hoffnung von Millionen Katholiken, der Gottesgebärerin die ihr auf Erden zukommenden Ehren zu geben, verwirklicht wurde. Wir meinen die feierliche, förmliche Erklärung: der Glaube an die unbefleckte Empfängniß Maria's sei ein Dogma der katholischen Kirche. Wir wollen darauf, als eines der glänzendsten Blätter in der Lebensgeschichte Pius' IX., etwas näher eingehen.

Auf die vom hl. Vater an alle Bischöfe der Welt gerichteten Fragen in Betreff der unbefleckten Empfängniß Maria's hatten 540 ihre Antworten nach Rom gesandt. Sämmtliche enthielten die Erklärung, in der betreffenden Diöcese werde an dieses wunderbare Geheimniß geglaubt. Die in dem beregten Rundschreiben gestellte andere Frage, ob die öffentliche feierliche Feststellung dieses Glaubenssatzes zweckmäßig sei, wurde ebenfalls von dem überwiegend größten Theile der hochwürdigsten Herren bejaht. Kaum Einer oder der Andere glaubte etwa in Anbetracht der politischen Verhältnisse und der steten Kampflust des Unglaubens abrathen zu sollen. Für den Papst war letztere Rücksicht natürlich nicht maßgebend, um die Erklärung zu unterlassen. So lud er denn die Oberhirten aller Diöcesen der Welt zur Fahrt nach Rom ein, den letzten Berathungen über diese Erklärung und dieser selbst (am 8. Dezember) beizuwohnen. Nachdem alle auf den Gegenstand bezüglichen Punkte nochmals erörtert waren, brachen die Versammelten am 24. Mittags sämmtlich in den Ruf der Ueberzeugung und Begeisterung aus: „Petrus lehre uns, stärke Deine Brüder!" Der hl. Geist hatte gesprochen. Der Triumph der Muttergottes, der ja seit den frühesten Zeiten schon „die Gebenedeite unter den Weibern" genannten, über die Mächte der Finsterniß, war vollständig.

Am Tage des Festes füllte schon vom frühesten Morgen an eine unabsehbare Menschenmenge die riesigen Räume des festlich geschmückten Petersdomes, in welchem der hl. Vater mit dem aus sämmtlichen in Rom anwesenden Bischöfen bestehenden Zuge um ½ 9 Uhr eintraf. Pius IX. feierte das hl. Opfer, worauf das Evangelium in lateinischer und griechischer Sprache gesungen wurde, und nahm dann auf dem erhöhten Throne des Presbyteriums

Platz. Unter den anwesenden Gläubigen herrscht jetzt eine ahnungsvolle Stille, es naht ein hochfeierlicher Augenblick, welcher die Erfüllung einer hl. Hoffnung verheißt. Der Decan des Cardinals-Collegiums, Cardinal Macchi, begleitet von den vier ältesten Fürsten der morgenländischen und abendländischen Kirche, tritt an den Thron. Es ist die Deputation aller Christen, die niederknieet und im Namen der ganzen katholischen Kirche Petrus bittet, er möge Maria förmlich und feierlich als unbefleckt verkünden. Der hl. Vater betet noch einmal zum hl. Geist um Erleuchtung, die Töne des herrlichen Veni Creator brausen durch die mächtigen Räume. Nun erhebt sich der Stellvertreter Gottes und verkündet, Seligkeit im Herzen, Thränen himmlischer Freude in den Augen: Es sei geoffenbarte Wahrheit, daß die allerseligste Jungfrau, durch ein besonderes Privilegium und durch eine besondere Gnade Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, von dem ersten Augenblicke ihrer Empfängniß von jedem Makel der Erbsünde frei bewahrt worden. Ein tausendstimmiges begeistertes Amen, das Geläute sämmtlicher Glocken, Kanonendonner begrüßten das hocherfreuliche Ereigniß.

Am Abend des Festtages erstrahlte die Peterskuppel und die Stadt im Lichtmeere.

Zwanzigstes Kapitel.

Rettung und Heimsuchung.

Am 12. April 1850 war Pius IX., wie wir erzählt, unter dem aufrichtigen Dankesjubel Rom's seinem Volke wiedergegeben worden. Am selben Tage sollte er fünf Jahre später von einer großen Gefahr gerettet und allen Völkern der Erde wiedergeschenkt werden.

Auf einem Grundstücke der Propaganda, an der anderthalb Stunden vor der Porta Pia gelegenen Kirche zur hl. Agnes waren vor Kurzem neue Katakomben und in diesen die Leiber des Martyrers Papst Alexander I. sowie des Eventius und Theodulos aufgefunden worden. Zum Besuch dieser Stätte begab sich der hl. Vater am 12. April 1855 in Begleitung von sechs Cardinälen, vielen Bischöfen und Prälaten. Am Eingange von einer zahlreichen Versammlung hochangesehener Persönlichkeiten begrüßt, verfügte sich der Papst zur Grabstätte des Martyrers und ließ, nachdem er die hl. Reliquien verehrt, die Zöglinge der Propaganda, die dereinst als Missionäre das Wort Gottes in die entlegensten Länder tragen sollten, zum Fußkuße zu. Dann betete er in der Kirche der hl. Agnes und nahm im Pfarrhause das Mittagsmahl ein. Nach Beendigung desselben unterhielt er sich im Saale mit seinem Gefolge, darunter die Cardinäle Antonelli, Schwarzenberg, der Erzbischof Rauscher von Wien und die Befehlshaber der französischen und österreichischen Schutztruppen. Schon schickt sich der Papst zur Heimfahrt an, da bitten die Vorsteher der Propaganda, er möge gestatten, daß die Zöglinge ihm nochmals ihre ehrfurchtsvolle Aufwartung machen dürfen. Der Papst gewährte die Bitte und die jungen Theologen, etwa 80 an der Zahl, schritten rasch in den Saal. In Folge der schweren

Last weicht der Boden unter den Füßen der Anwesenden, der Balken, welcher denselben hielt, bricht mit fürchterlichem Krachen, und reißt Alles, was sich in dem im ersten Stocke gelegenen Saale befand, in die Tiefe. Cardinal Fürst Schwarzenberg und Prälat Hohenlohe sehen am Eingange den gräßlichen Unfall, der durch den aufwirbelnden Staub noch fürchterlicher wurde. Alles ist bleich vor Schrecken und nur ein gepreßtes „o Gott, der Papst!“ ent-



Die Kirche der hl. Agnes.

reißt sich den beklommenen Herzen; aus der Tiefe dringt ein wirres Weh herauf. Der Saal war mehr als zwanzig Fuß hoch über dem Erdgeschoß, der Sturz mußte tödtlich sein! Wen nicht der Fall getödtet, da war sicher durch das nachstürzende Gebälke und die Masse herabrollender Steine jämmerlich verstümmelt. Der Raum unter dem Saal war zuweilen zum Pferdestall benützt worden, hatten nicht die wildgewordenen Pferde Pius IX. sammt den übrigen Verunglückten zerstampft?

Nein, Maria war dem guten Pius, ihrem Lieblinge, beigestanden und hatte um seinetwillen die drohenden Schatten des Todes auch von seinen Leidensgefährten weggescheucht.

Fünf Minuten später verwandelte sich der Hilferuf in einen Ausruf des feurigsten Dankes. Pius IX. erschien heil auf der Oberfläche, sein unvergleichlich mildes Lächeln auf dem Antlitz. Er war auf dem Querbalken hinabgerutscht und durch den Baldachin seines Sitzes vor dem nachstürzenden Schutt bewahrt worden. Selbstlos wie immer bat er die zu seiner Rettung herbeigeeilten Personen, nach den übrigen Verunglückten zu sehen, und o Wunder! Niemand, der mit ihm in die Tiefe gestürzt, war getödtet worden. Wohl hatte Mancher arge Wunden davon getragen, und schon bat Bischof Polding um den Segen in der Sterbestunde für mehrere stark beschädigte Zöglinge der Propaganda, aber auch von diesen starb Niemand an den Folgen des Falles. „Hoffen wir," sagte der hl. Vater, „daß es keinem Einzigen das Leben kosten wird." Die Hoffnung erwahrte sich, alle Verunglückten erholten sich von dem Unfalle.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem Unfalle durch die Stadt. Binnen kurzer Zeit erschienen große Schaaren Volkes vor dem Hause, um sich mit eigenen Augen von der wunderbaren Rettung des Papstes zu überzeugen. Dieser war mittlerweile in die Kirche gegangen und hatte das Te Deum angestimmt. Auch das Volk von Rom sandte seine Dankgebete zum Himmel, und als die Nachricht durch die öffentlichen Blätter allgemein bekannt wurde, da sangen Alle, die an Jesum Christum glaubten, das Te Deum. Der Papst ließ zur Erinnerung an seine Rettung ein Denkmal am Orte des Unfalls errichten und besuchte, sowie die Propagandisten am 12. April jedes Jahres die Oertlichkeit. Die städtische Behörde Rom's veranstaltete ein vierzigstündiges Gebet und beleuchtete alljährlich die Stadt.

Pius IX. konnte jetzt erst recht sehen, wie theuer er seinen Römern geworden war. Jedesmal wenn er sich, was seit der Revolution seltener geschah, öffentlich zeigte, wurde er mit kindlicher Verehrung begrüßt, die weit entfernt von dem gekünstelten Lärmen der Radikalen durch Wahrhaftigkeit sich auszeichnete.

Weniger erfreulich waren die Nachrichten, welche aus den Provinzen, namentlich den nördlichen, eintrafen. Der Geist der Empörung war gebannt, doch ein weit gefährlicherer, im Dunkeln schleichender Feind bedrohte die Ruhe des Staates. Seit der Thronbesteigung Viktor Emmanuels war die piemontesische Politik nur von einem Gedanken beherrscht, dem der Vergrößerung auf Kosten sämmtlicher anderer Fürsten Italiens. Um ihre Ziele zu erreichen, hatte die Regierung sich mit den geheimen Gesellschaften verbündet und erwarb deren Gunst damit, daß sie ihnen die Rechte der Kirche eines nach dem andern preisgab. Pius IX. hatte mehrmals schon seine mahnende Stimme gegen kirchenfeindliche Gesetze und Erlasse erheben müssen. Vor Kurzem sah er sich sogar genöthigt, geistliche Strafen anzudrohen wider Urheber und Theilnehmer eines Gesetzes, durch welches die Kirche in Piemont ihres Vermögens beraubt wurde. Von diesem Verbrechen bis zu dem Sakrileg der förmlichen Beraubung Petri waren nur wenige Schritte und Graf Camillo di Cavour, der leitende Minister in Turin, wollte sie schon im Frühjahre 1856 vollenden. Es fand zu dieser Zeit ein diplomatischer Congreß zu Paris statt, welcher dem Krimm-Kriege ein Ende machen sollte. Diese Versammlung überrumpelte Cavour mit dem Vorschlage, daß sie sich auch mit den Verhältnissen Italiens befasse. Es war aber auf Abtrennung der Provinzen von Rom abgesehen, und den Weg dazu sollten angebliche Beschwerden über die Verwaltung und den Verbleib der österreichischen Truppen ebenen. Nur zu gut erreichte Piemont später sein Vorhaben, vorderhand ging der Congreß auf den Vorschlag Cavour's nicht ein.

Dem hl. Vater machten die Umtriebe Piemont's, welches den Revolutionären offen Unterstützung leistete und bei den päpstlichen Unterthanen den Geist der Unzufriedenheit nährte, schweren Kummer. So beschloß er denn mit der längst gelobten Wallfahrt nach dem Gnadenorte zu Loreto eine Rundreise durch die nördlichen Provinzen zu verbinden. Hatten seine Unterthanen in der That Grund sich zu beklagen, so sollten sie es vor ihrem Souverän thun, der mit dem festen Willen die ewige Stadt verließ, gegründeten Beschwerden gründlich abzuhelfen.

Am 4. Mai 1857 verließ Pius IX. Rom. Das Cardinals-Collegium und die vornehmsten Persönlichkeiten der Stadt hatten sich zu seinem Abschiede eingefunden. Die Reise ging über Civita-Castellana, Spoleto, Perugia und am 14. Mai traf Se. Heiligkeit in Loreto ein. Die ganze Fahrt gestaltete sich zum Triumphzug, überall traf der Papst eine ungekünstelte Begeisterung



Innere Ansicht des heiligen Hauses in der Loreto-Kirche.

des Volkes; die Freudenschüsse, Illuminationen, Anreden, Alles athmete innere Freudigkeit und war der Ausdruck der Zufriedenheit mit dem milden Regimente des Papstes. Pius IX. vergalt diese Liebe mit einer rührenden Aufmerksamkeit für die Wünsche des Volkes und einer Herablassung, die ihm Aller Herzen gewann. Er erkundigte sich überall nach dem Zustande der Verwaltung, besuchte Kirchen, Krankenhäuser, Gefängnisse, löste hier einen

armen Schuldgefangenen aus, spendete dort politischen Verbrechern die verwirkte Freiheit wieder. Das Volk streute ihm Blumen, Pius ließ überall Segen zurück.

Mit welchen Gesinnungen der Pflegesohn Maria's sein Herz in Loreto ausgeschüttet, kann jeder sich denken, dem der Grad der Verehrung des Papstes für die Muttergottes bekannt ist. Der



Aeußere Ansicht des heiligen Hauses in der Loreto-Kirche.

von ihm für das heilige Haus gespendete Kelch im Werthe von 70,000 Franken ist ein glänzender und doch nur schwacher Ausdruck seiner Gefühle.

Von Loreto ging der hl. Vater nach Ancona, wo er der Stadt ein Geschenk von beinahe zwei Millionen für öffentliche Zwecke gab, von dort nach Sinigaglia, dann über Pesaro, Rimini, Cesena, Forli, Ravenna nach Imola und traf

am 9. Juni Abends 7 Uhr in **Bologna** ein. Diese Stadt war gewissermaßen der Endpunkt der Reise. In Bologna, dem Mittelpunkt der beweglichen Romagnolen, hatte die gekrönte piemontesische Meuterei ihre geheime Residenz aufgeschlagen. Wie war nun hier der Empfang des Papstes? Glänzender denn anderswo. Als der hl. Vater anlangte, beherbergte Bologna 120,000 Menschen: Alles jubelte Pius IX. entgegen. Der Magistrat, die stolzen Patrizier, das Volk in seiner großen Mehrzahl, — Alles schloß sich dem Einzuge an, den der hl. Vater durch die errichteten Ehrenbogen hielt, illuminirte freiwillig, überschüttete ihn, wenn er sich öffentlich zeigte, mit einem Blumenregen, fühlte sich glücklich, wenn es den päpstlichen Segen erhielt, schrie ihm rauschende Lebehochs zu. Als der hl. Vater der Madonna vom Monte della Guardia eine mitgebrachte prachtvolle goldene Krone aufsetzte und über 500,000 Franken zur Ausbesserung der Peterskirche (in Bologna) spendete, machte ihm die Stadt das Gegengeschenk eines Galawagens und überließ ihm das Schloß, worin er residirte, zum Eigenthum.

In Bologna empfing Pius IX. viele fürstliche Besuche; so den Erzherzog Maximilian (den nachmals so unglücklichen Kaiser Max von Mexico), Ludwig I. von Baiern, den Herzog Robert von Parma mit seiner Mutter und den Herzog von Modena. Der piemontesische „Ehrenmann" hatte die Gnade gehabt, den Ritter **Buoncampagni** dem hl. Vater zur Begrüßung zu senden. Der edle Ritter wollte dem Papste eine einstudirte Rede halten, der majestätische Blick desselben überraschte ihn der Art, daß er nur die Versicherung hervorbrachte, seine Regierung „mache es sich zur Ehrenpflicht, Religion und Kirche zu beschützen." Diese Versicherung im Namen einer Regierung, gegen welche sich der hl. Vater mehrfach genöthigt gesehen hatte, zur Androhung kirchlicher Strafen zu schreiten, verrieth eine Kühnheit, die jeden ehrlichen Menschen verblüffen mußte. Pius IX. gab die richtige Antwort. „Hören Sie auf," sagte er strenge, „ich bitte Sie, und sprechen Sie nicht von diesen Angelegenheiten, denn ich würde zu meinem großen Bedauern gezwungen sein, Ihnen zu widersprechen."

Von Bologna verfügte sich der Papst nach Ferrara und besuchte dann, der Einladung des Großherzogs Leopold von Toskana folgend, die Städte Este, Modena, Florenz und Livorno. Ueberall begegnete ihm auch hier ein begeistertes Volk, welches den Papst gleich seinem Souverän feierte. Am 5. September traf er endlich wieder in Rom ein, nachdem er noch vorher den Geburtsort der hl. Katharina, Siena, besucht und den Reliquien der Heiligen seine Verehrung dargebracht hatte.

Wie die Abreise, so erhielt auch die Rückkehr des Papstes ihre Weihe durch einen großartigen wohlthätigen Akt: an die Armen wurden 120,000 Pfund Brod und 60,000 Pfund Fleisch vertheilt, viele Schuldgefangene gingen frei und alle Pfänder bis zum Betrage von $2^1/_2$ Franken wurden zurückgegeben.

Drei Tage nach der Rückkehr weihte der hl. Vater die Marien-Denksäule ein, die zur Verewigung der Erklärung der unbefleckten Empfängniß aus den Beträgen der ganzen katholischen Welt zu Stande gekommen war. So erhielt diese Rundreise des hl. Vaters, die von ähnlichen Triumphreisen anderer Souveräne sich durch ihren tiefkirchlichen Charakter auszeichnete, ihren Abschluß in einer Aeußerung der Verehrung und des Glaubens, die den Blick aller Theilnehmer von der Person des Papstes ab und himmelwärts zog.

Natürlich waren die kirchlichen Angelegenheiten im Gemenge der Festlichkeiten nicht vergessen worden. Der hl. Vater erledigte auf der Reise Alles, wie zu Hause. Wir erwähnen unter Anderm das päpstliche Schreiben an den Cardinal Geissel wider das philosophische System des Günther und die Ernennung des Bischofs von Osnabrück in der Person des jetzt regierenden Erzbischofs Melchers von Cöln.

Nicht lange sollte die Genugthuung des hl. Vaters über die auf seiner Rundreise angetroffene Loyalität andauern; das Kreuz im Wappen Savoyens, schon seit Jahren eine stete Drohung gegen den Papst, sollte bald zu einer drückenden Last für ihn werden. Jene Giftsaat, welche Piemont Jahre hindurch unter den Unterthanen des hl. Vaters ausgestreut, war beinahe reif und Cavour bereit, Ernte zu halten. Die Arbeiter waren die Ge-

heimbündler, deren Mitglied Orsini durch sein am 18. Januar 1858 versuchtes Attentat gegen das Leben Napoleons III. das Zeichen für die Werkleute gab.

Louis Napoleon, das ehemalige Mitglied der Carbonari genannten Geheimbündler, war durch den in die Hände seiner Obern niedergelegten revolutionären Schwur gebunden. So gab er in Plombières, wo er sich angeblich zur Badekur aufhielt, seine Zustimmung zur revolutionären Politik Cavour's, die ihre Spitze gegen den Papst und Oesterreich kehren sollte. Gelegenheit zur Ausführung wurde bald, zumal Napoleon durch seine berüchtigte Anrede am Neujahrsmorgen 1859 an den österreichischen Botschafter zu verstehen gegeben hatte, daß der vollständige Bruch nur eine Frage kurzer Zeit sei.

Das Wiener Cabinet wußte, wohin Piemont steuerte, und ließ ernstliche Vorstellungen nach Turin gelangen. Endlich überschritt General Gyulay am 29. April 1859 den Tessin. Der Krieg war begonnen. Am 3. Mai wurde die förmliche Kriegserklärung Napoleons an Oesterreich erlassen; es folgten die Schlachten bei Montebello, Magenta und Solferino. Am Festungsvierecke machte Napoleon halt. Die Dinge gingen ihm gar zu sehr nach dem Wunsche Piemont's. So schnell sollte es nicht an das Ziel seiner Wünsche gelangen. In Villafranca vereinbarte er am 12. Juli die Grundzüge zu einem Friedensvertrage, dessen förmlicher Abschluß am 10. November zu Zürich erfolgte. Nach demselben sollte Italien zu einem Staatenbunde mit der Führung des Papstes umgestaltet werden. Die Lombardei fiel ohne Venetien, welches Oesterreich behielt, an Piemont. Der Friedensvertrag befriedigte, obwohl er für Viktor Emmanuel einen bedeutenden Gebietszuwachs brachte, nicht dessen Wünsche, noch die seines Ministers. Und nicht eher ruhte dieser, als bis er aus Paris die Erlaubniß erhielt, den Züricher Vertrag nach Belieben zerfetzen zu dürfen.

Nun arbeiteteen die piemontesischen Agenten mit Hochdruck im Kirchenstaate. Nacheinander empörten sich Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli. Am 11. Juli hielt der piemontesische Commissär seinen Einzug in Bologna; was Wunder, wenn bei den

am 28. August unter dem „Schutze“ sardinischer Bajonnette veranstalteten Wahlen zu einer „Nationalversammlung“ lauter Creaturen Cavour's gewählt, am 6. September aber die förmliche Losreißung vom Papste und der Anschluß an Piemont zum Gesetz erhoben wurden!

Am 13. April 1860 beschloß das „erste italienische Parlament“ die Einverleibung Toskana's und des mit Parma und Modena unter dem Namen Aemilia vereinigten Bologna; — einige Monate später mußte es zu der schmachvollen Verschacherung italienischen Bodens, Nizza's und Savoyens, an Frankreich seine Zustimmung geben. Der schlaue Franzosenkaiser hatte seine Zustimmung zu der Bildung des „Königreichs Italien“ unter der Bedingung der Hingabe dieser beiden Provinzen gegeben, und so jämmerlich stand es um den nationalen Sinn und das dynastische Gefühl von König und Kammer, daß die Wiege des königlichen Geschlechtes verhandelt wurde.

Immer maßloser wurden die Zumuthungen Viktor Emmanuels. Außer der Romagna sollte der Papst noch Umbrien und die Marken hergeben, und was dasselbe war, gestatten, daß in den genannten Provinzen sich das Volk in öffentlicher (natürlich vor der Mündung piemontesischer Kanonen abzuhaltender) Abstimmung darüber ausspreche, ob es beim Kirchenstaate verbleiben wolle. Was konnte der hl. Vater thun? Der Schutz Oesterreichs war, obwohl Se. Majestät der Kaiser Franz Josef von den besten Gesinnungen für den hl. Vater beseelt, unter den gegebenen Umständen wirkungslos, Neapel selbst war der von Piemont unterhaltenen Revolution, der es auch bald anheim fiel, ausgesetzt, in Spanien war so eben erst ein heftiger Kirchenstreit beigelegt, in Frankreich aber, der vierten der katholischen Schutzmächte, die dem Papste schon einmal beigestanden, hatte Napoleon III. sich zu dem Inhalte einer vom Staatsminister Grafen Walewski verfaßten Broschüre (der Papst und der Congreß) bekannt, in welcher der gemeine Raub am Besitze der Kirche proklamirt wurde. Die Oberhirten und Völker freilich versicherten Pius IX. ihrer unwandelbaren Treue. Ein vom Cardinal-Fürsterzbischof Rauscher von Wien verfaßter und von den Bischöfen Englands

und des ganzen Continents unterzeichneter Protest wies mit beredten Worten alle jene Bestrebungen zurück, welche auf eine weitere Beraubung des Papstes hinzielten. Ein Memorandum der päpstlichen Unterthanen an alle Völker sprach sich entschieden gegen das Pamphlet Walewski aus; von allen Gegenden flossen Ergebenheitsadressen und Beiträge zum Peterspfennig, nicht zuletzt aus den annektirten Provinzen, ja aus Piemont selbst. Aber so anerkennungswerth diese Zeugnisse der Treue waren, sie genügten nicht: der Papst brauchte Truppen, um das immer unverhohlener auftretende Piemont in Schach zu halten.

Da zeigte es sich, welche Begeisterung das der Kirche zugefügte Unrecht allenthalben angefacht und welch' herrliche Blüthen katholischen Opfersinnes sich vom Stamme der Gläubigen verbreiteten. Aus allen Gegenden der Welt kamen die edelsten Jünglinge nach Rom und ließen sich als gemeine Soldaten in das Heer des Papstes aufnehmen. Eines so edlen Fürsten, einer so ausgezeichneten Schaar von Kämpfern in vollem Maße würdig war der Führer und Befehlshaber. — General Lamoricière, das Kind von Afrika genannt, der Schöpfer des französischen Armeekorps, hatte in Algier Wunder der Tapferkeit verrichtet und sich durch seine Bravour und seinen Edelsinn die Bewunderung seiner Untergebenen, die Achtung seiner Vorgesetzten und seiner Feinde errungen; von Napoleon III. verbannt, kehrte er soeben in sein Vaterland, an den Sarg seines einzigen Sohnes, zurück. Auf die Bitte des Bischofs Felix Dupanloup von Orleans übernahm er die Führung der päpstlichen Armee mit jener Hingebung, deren nur ein Bekenner Christi fähig ist. Und bald bekam er tüchtig zu thun.

Das sardinische Heer war in die Marken und Umbrien eingebrochen, und Lamoricière zog den Einbrechern entgegen. Bei Posto Reconati, einem am Meere bei dem Gnadenorte Loreto gelegenen, vom Bergschlosse Castelfidardo überragten Dorfe kam es zum Treffen; die Piemontesen, in fast zwanzigfacher Ueberzahl, waren von Cialdini befehligt. Der päpstliche General war wohl darauf gefaßt, den Garibaldianern, welche er zunächst im Auge hatte, Stand zu halten; einer solchen Uebermacht der

Piemontesen, die ihn überrascht hatten, war er nicht gewachsen. Trotz löwenmuthigen Widerstands, der dem Divisionsgeneral Pimodan das Leben kostete, wurde er nach Ancona gedrängt, und dort nach heftigem Bombardement der Stadt, an welchem sich die mittlerweile zu den Piemontesen übergegangene neapolitanische Flotte betheiligte, zur Capitulation genöthigt. Lamoricière hatte der Sache des hl. Vaters mit seinem Degen auch den Ruhm seines Lebens geopfert. Gebrochenen Herzens kehrte er in sein Vaterland zurück und starb fünf Jahre später.

Wie eine entfesselte Fluth stürzten sich jetzt die Piemontesen über den schutzlosen Besitz des Papstes. Nach einem Gaukelspiel von Volksabstimmung annexirte Viktor Emmanuel die päpstlichen Provinzen und das ihm von Garibaldi zu Füßen gelegte Königreich beider Sizilien, legte sich am 17. März 1861 den Titel eines „Königs von Italien" bei und ließ durch seine Hörigen in der Kammer Rom als die ideale Hauptstadt des Königreichs ausrufen.

Der hl. Vater erließ am 28. September 1860 eine Allokution, worin er mit apostolischem Freimuthe das schmachvolle verrätherische Treiben Piemont's brandmarkte. Zugleich verdammte er feierlich den von diesem aufgestellten Grundsatz der Nichtintervention, d. h. den Grundsatz, daß Niemand einen Finger rühren dürfe, wenn ein Räuber in das Haus des Nachbars einbricht.

Mit Ausnahme Rom's und dessen nächster Umgebung war jetzt die italienische Halbinsel im Besitze des piemontesischen „Königs." Franz II. von Neapel zog sich nach Rom unter den Schutz des hl. Vaters zurück und blieb daselbst bis zum Einzuge der Piemontesen, die Fürsten von Toskana, Modena u. s. w. nahmen ihre Zuflucht in Wien, der Residenz ihres erlauchten Verwandten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das große Pfingstfest. — Der Syllabus.

Mehrere Male sahen wir, daß Pius IX. fromme Diener und Dienerinnen Gottes selig sprach; außer den bereits genannten waren es Johannes de Brito und Johannes de Grande (1852), Andreas Bobola (1853) und Johannes Leonardi (1861). Im Jahre 1862 sollte sich an diese Acte die Heiligsprechung von siebenundzwanzig bereits früher selig erklärten Gliedern der Kirche reihen. Es waren dies sechsundzwanzig Blutzeugen, die im Jahre 1594 zu Nangasaki (Japan) um ihres Glaubens willen nach dortiger Sitte gekreuzigt, d. h. mit einem Ringe an das Kreuz befestigt und dann in den Seiten mit Speeren durchstochen wurden. Unter ihnen befand sich ein dreizehnjähriger Knabe, der dem Franziskanervorstand zur Messe diente. Mit ihnen sollte auch der gottbegnadigte Wunderthäter Michael de Sanctis in das Verzeichniß der Heiligen eingetragen werden.

Für diese Heiligsprechung, die erste, die er vornahm, hatte der hl. Vater den Pfingstsonntag bestimmt. An alle Bischöfe des Erdkreises ließ er Einladungen zur Theilnahme am Feste ergehen, und es erschienen auf seinen Ruf gegen 300 Kirchenfürsten. Die stolze Roma, die schon seit geraumer Zeit sich in's Trauergewand gehüllt hatte, zeigte sich auf einmal wieder am Pfingstfeste im herrlichsten Festschmucke. Von der Engelsburg herab verkündete bei Tagesgrauen der eherne Mund der Kanonen dem Volke das Triumphfest, und bald sah man es von allen Seiten her in dichten Massen gegen St. Peter hinströmen.

Endlich nahte sich die großartige Procession, deren Reihen die vornehmsten Fürsten und Beamten der Kirche und des Staates

aufwiesen, in ihrer Mitte der hl. Vater auf dem Tragsessel, und zog durch die Thore der Basilika ein, die, mit ungewöhnlicher Pracht ausgeschmückt, im Schimmer zahlloser Lichter glänzte.

Dreimal, jedesmal dringender ergeht an den hl. Vater die Bitte um Heiligsprechung der genannten Diener des Herrn, immer inniger werden die Gebete und Anrufungen der Heiligen, um dem obersten Lehrer der Kirche Gottes Beistand bei der so wichtigen Sache zu erflehen. Siehe, da erhebt sich Pius IX., und in lautloser Stille vernimmt das Volk von seinen Lippen die Worte, womit er die Heiligsprechung vollzieht. Noch wenige Augenblicke herrschte die tief feierliche Stille; dann alsbald fiel in tausendstimmigem Chore das Christenvolk ein, das von seinem Vater begonnene Te Deum fortzusetzen.

Ueber den Endzweck der Heiligsprechung hatte sich Pius schon früher geäußert: sie geschehe, um neue Fürsprecher bei Gott zu haben, damit die traurigen Tage der Heimsuchung abgekürzt, die Kirche verherrlicht und die Irrenden zurückgeführt werden.

Daß eine solche Hilfe mehr denn je nothwendig sei, bewies der Papst am folgenden Tage, am 9. Juni, in seiner Ansprache an die 300 Bischöfe. Als treuer Wächter seiner Herde, dessen scharfes Auge zu jeder Zeit die Gefahr entdeckt, lenkte er den Blick der Kirchenfürsten hin auf die drohenden Uebel. Traurig freilich war das Gemälde, das er von der Lage der Kirche entwerfen mußte, niederschlagend der Bericht von den zahllosen Feinden, die auf die Lehre Jesu und deren schützende Feste, den hl. Stuhl, anstürmten; aber ebenso erhebend und trostvoll war die feste, sichere Antwort, die ihm von den treuen Führern der Kirche entgegen klang; denn nur an ihn, den hl. Vater, als Hirt der Wahrheit, sich anzuschließen und die Unabhängigkeit seines Besitzthums, als nothwendige Bedingung seiner apostolischen Freiheit, mit allen Mitteln zu schützen, erklärten sie als ihre heilige Pflicht.

Das Pfingstfest, das mit seinem ehrwürdigen Doppelereignisse bei den Gläubigen Vertrauen und anderseits engeren Anschluß an den hl. Stuhl bewirkte, reizte dessen Feinde zu neuem Ingrimme und rascher That. Anfangs wirkten die Revolutionäre still und im Geheimen; bald aber hörte man in den Straßen der Stadt die Losung:

„Rom oder Tod!“ Auf dem spanischen Platz gingen Bomben los, die man in Guitarren dahin gebracht, an Priestern und andern frommen Persönlichkeiten wurden Attentate begangen. Garibaldi machte Miene, sich über den Kirchenstaat zu werfen. Doch erhob diesmal Napoleon III. seine Stimme, welche die Turiner Regierung respektiren mußte. Der Freibeuter floh mit seinen Truppen und zog sich schwer verwundet nach Caprera zurück.

Nicht aber der guten katholischen Sache wegen, sondern aus politischen Gründen hatte sich Napoleon gegen Garibaldi zu Gunsten des hl. Vaters ausgesprochen. Seine liberalen Grundsätze bestimmten ihn vielmehr, wie bisher, mit den Feinden des heiligen Stuhles gemeinsame Sache zu machen. Durch seinen Botschafter Sartiges legte er einen Vergleichungsentwurf vor, vermöge dessen Pius auf den Kirchenstaat mit Ausnahme Rom's verzichten solle. Da aber letzterer, am Recht der Kirche festhaltend, mit dem berühmten: „Ich kann und darf nicht“, darauf antwortete, schloß Napoleon mit der Regierung Viktor Emmanuel's einen Vertrag, die berüchtigte September-Convention, wonach die dem Papste geraubten Gebiete Eigenthum des ungerechten Besitzers bleiben sollten. Die Hauptstadt „Italiens“ sollte von Turin nach Florenz verlegt werden, die französischen Truppen aus den päpstlichen Landen abziehen. Man glaubte dadurch den hl. Vater, da ihm gleichsam das Messer auf die Brust gesetzt war, geneigt zu machen, auf die Forderungen einzugehen. Aber die Wirkung des berechneten Schlages war die, daß Pius IX. ruhiger und fester blieb denn je. Freilich war es nicht die Ruhe dessen, der die Gefahr nicht kennt, nicht die Kaltblütigkeit dessen, der aus stolzem Selbstvertrauen dem Uebel trotzt, sondern eine Ruhe, deren Grundlage das Bewußtsein des Rechtes ist, die nur entspringt aus höchst lebendigem Gottvertrauen der gläubigen Seele. „Immerhin,“ meinte der hl. Vater, „sind wir noch glücklicher, als der Menschensohn; denn wo wir uns hinwenden, finden wir ein Plätzchen, unser Haupt hinzulegen und in der Ruhe unseres Gewissens zu sterben.“

Ja gerade in dieser kritischen Lage war es, am zehnten Jahrestage der unbefleckten Empfängniß Mariä, als der greise Vater der Christenheit den Syllabus mit der Encyklika erscheinen

ließ und damit eine That vollbrachte, die Alles, namentlich aber die sogenannte liberale Welt, in Erstaunen setzte, eine That, deren Tragweite erst spätere Jahrhunderte werden bemessen können. — Mehr denn je hatte nämlich der Zeitgeist Irrthümer ausgebreitet, die selbst Grundwahrheiten angriffen und bestritten. Namentlich die tiefgehenden Fragen über göttliche Offenbarung und menschliches Wissen, über Kirche und Staat, über Schule und Familie, über kirchliche und bürgerliche Ehe, über Recht und Gerechtigkeit im öffentlichen Leben waren vielfach verdreht und falsch ausgelegt. Eine Verständigung in diesen Dingen war unmöglich, da man die rechten Begriffe und Worte verloren, wie einst die Völker beim babylonischen Thurmbau. Und um so gefährlicher waren diese Irrthümer, da sie im Gewande der Heuchelei sich zeigten und selbst Gutgesinnte die harmlos scheinenden Grundsätze als Früchte der Wahrheit hinnahmen. Allerdings war der Papst während seiner ganzen Regierungszeit jedesmal sofort dem sich erhebenden Irrthum entgegengetreten, aber es galt nun dem großgewordenen Riesen des Irrthums mit seinen verschiedenen Gliedern die Wahrheit in ihrer ganzen Größe und Kraft entgegenzusetzen. Es war nothwendig wegen der großen Zahl von Arten, in welche die Lüge sich verzweigt, wie in einer Naturgeschichte, die Hauptmerkmale und Kennzeichen zusammenzufassen, damit sie Jeder richtig unterscheiden könne. Das war des vielverleumdeten Werkes Zweck. In der Encyklika zeigt feierlich der oberste Lehrer auf diese Zeitirrthümer hin; der Syllabus enthält systematisch zusammengestellt alle diese Irrthümer, achtzig an der Zahl, welche frühere Päpste und der hl. Vater bereits verurtheilt. Wieder wandte sich die ganze Macht der Hölle wider den hl. Vater, wieder stürzte sich die ganze Meute der Gottlosen auf ihn; die Guten faßten jedoch den Syllabus und die Encyklika als rettende That auf und dankten ihm freudig für dieselben. Er aber stellt die Frage so: Entweder Syllabus und Encyklika, oder gottloser Staat, unchristliche Familie, falsche Wissenschaft!

So wenig die politischen Zustände den hl. Vater hinderten, als Beschützer der Wahrheit aufzutreten, ebenso wenig ließ er sich beeinträchtigen, als besorgter Vater sich der Interessen seiner Völker

anzunehmen. In einem Breve vom 18. Oktober 1862 ermahnte er die Völker von Nord- und Südamerika, den verderblichen Bürgerkrieg, der damals wüthete, aufzugeben und die Hand zur Versöhnung sich zu reichen. Auch des unglücklichen Polens gedachte er und in einem ebenso ehrfurchtsvollen als ernsten Schreiben an den Kaiser Rußlands hielt er diesem Monarchen vor Augen, wie durch seine und seiner Vorgänger Bedrückung die Katholiken Polens in ihren heiligsten Rechten und Gefühlen verletzt und zum Widerstande gereizt würden.

Man möchte vermuthen, so viele Leiden, so viele Feinde hätten den Papst wenigstens einigermaßen mit Bitterkeit erfüllen müssen; aber man täuscht sich. Nur Gebete und Segnungen hatte er für seine Gegner, selbst für das hinterlistige Frankreich und Italien.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Jubiläum der Apostelfürsten. Mentana.

Das Jahr 1866 hatte den unglückseligen Bruderkrieg zwischen Oesterreich und Preußen gebracht, ohne daß man es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge vermuthete, Italien werde sich zum Bundesgenossen Preußens machen. Und obwohl des erstern Truppen von Erzherzog Albrecht bei Custozza und seine Seemacht durch Admiral Tegetthoff bei Lissa gänzlich geschlagen wurde, kam diese Verbindung Viktor Emmanuel doch zu Gute. In Folge der für Preußen siegreichen Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli und des darauf folgenden Friedensvertrages von Prag erhielt „Italien" die alte stolze Stadt Venedig mit ihrer Provinz zum Eigenthum. Daß diese Vergrößerung der Macht mehr denn je die Gier nach dem Besitze Rom's bei der ländergierigen piemontesischen Regierung und den mit ihr verbündeten Revolutionären mehrte, ahnt wohl Jeder. Auch zogen in Folge des Septembervertrages die französischen Truppen aus dem päpstlichen Gebiet ab und verließen so den Ehrenposten, Beschützer des hl. Stuhles zu sein.

Aber wie war jetzt dem Papste zu Muthe? Bangte ihm auch jetzt noch nicht vor der drohenden Gefahr, da Warnstimmen die Vorbereitungen der Revolutionäre kund machten und ein aufmerksames Ohr die dumpfen Donner des nahenden Ungewitters bereits vernahm? Zagte er nicht, der Heldengreis, da er fast allen Schutzes und jeglicher Hilfe beraubt war?

O nein. — Gerade am Vorabende des Tages, an welchem die französischen Truppen den Kirchenstaat räumen wollten, am 8. Dezember, ließ er eine Einladung an die katholischen Bischöfe



Abzug der Franzosen aus Rom.

des ganzen Erdkreises ergehen, daß sie im folgenden Jahre an der 1800-jährigen Festfeier des Martyrertodes der Apostelfürsten Petrus und Paulus Theil nehmen möchten.

Dieser einladende Ruf war nicht ungehört verklungen; in vielen Tausenden erregte er die Sehnsucht, nach der ewigen Stadt zu pilgern. In der That, wie eine Völkerwanderung schaute es darein, als beim Nahen des Festes von Süd und Nord, von Ost und West schaarenweise die Wallfahrer kamen, und das Hinfluthen des christlichen Volkes gegen Rom kein Ende nehmen wollte. Unter den Ankommenden zählte man 15 Cardinäle, 465 Bischöfe, 10,000 italienische, 18,000 fremde Priester, 1200 Ordensgeistliche und gegen 100,000 Laien. Nicht ein Schaustück menschlichen Erfindungsgeistes, nicht lockender Glanz außerordentlicher weltlicher Lustbarkeiten hatte diese Schaaren nach Rom geführt, — ein Grab, das Grab zweier armer Handwerker war es, das sie angezogen, die Ruhestätte zweier Männer, die vor 1800 Jahren schon ihren Tod fast wie gemeine Verbrecher nur gefunden. War dies nicht eine große Verherrlichung der beiden Apostelfürsten? War das nicht ein Beweis, welch' ein fruchtbarer Same ihr vergossenes Blut gewesen, da Hunderttausende an den Marterstätten bezeugen konnten, daß nicht sie allein, nein, Millionen schon denselben Glauben, wie jene einst, bekennen? Aber es war auch die stattliche Zahl eine laut sprechende Thatsache für die enge Verbindung des ganzen katholischen Erdenrundes mit dem jetzigen Nachfolger Petri; denn seine Stimme war es, auf deren Klang alle Länder und Stände sich bereiteten, ihre Vertreter zu schicken.

Entsprechend seiner hohen Bedeutung bot Rom all seinen Glanz und all seine Pracht auf, das Fest würdig zu feiern. Das schmucke Festgewand der Stadt, der Pomp, der Tempel und Altäre zierte, die ganze Reihe kirchlicher Feierlichkeiten, die acht Tage lang sich folgten und theils vom Papste selbst, theils von hohen Würdenträgern abgehalten wurden, in aller Größe und Fülle zu beschreiben, dafür sind die schönsten Worte viel zu dürr und trocken. Der Eindruck war zum Theil so überwältigend, daß selbst die an die erhabensten Festlichkeiten gewohnten Bischöfe ausriefen: „Es ist ein wahres Paradies.“

Auch der Lehrstuhl des hl. Petrus war, was seit 200 Jahren nicht mehr geschehen, zur Verehrung ausgesetzt. In sinnig schöner Weise verband Pius wiederum mit dem Feste eine Heilig- und Seligsprechung. 25 Glaubenshelden nämlich, die meist im Kampfe gegen den Unglauben als Opfer gefallen, wurden am ersten Tage des Festes heiliggesprochen und 205 Glaubensboten, die in Japan für den hl. Glauben ihr Leben gelassen, am Schlusse der Feierlichkeiten in das Verzeichniß der Seligen eingetragen. Unter jenen ersteren befanden sich der hl. Petrus von Arbues, den die Feinde des Christenthums als Blutmenschen darzustellen suchen, 19 Martyrer von Gorkum in den Niederlanden, die zur Zeit der Reformationskämpfe auf Befehl des Priesterhenkers Lumäus am Galgen starben, ferner die hl. Bekenner Paul vom Kreuze, Leonardus von Porto Maurizio und die hl. Jungfrauen Germana Cousin und Maria Franziska von den fünf Wunden.

Die Feinde der Kirche konnten sich, wenn sie nur einigermaßen dieser Festfeier mit offenen Augen gefolgt waren, nicht verhehlen, daß gerade das Papstthum es sei, von welchem neue Lebenskraft stets in die Glieder der Kirche ausströme und sie erhalte. Da ihr verruchter Plan auf die Vernichtung der Kirche geht, so war es gleichsam natürlich, daß sie jetzt den Stoß auf das Herz, auf das Papstthum, zu führen versuchten, zumal ihm mehr denn jemals weltlicher Schutz fehlte. Domine, defende causam Tuam, Herr, vertheidige deine Sache! Und der Allmächtige nahm sie, da jetzt Sein Augenblick gekommen, ganz augenscheinlich in die Hand.

Bischof Dupanloup von Orleans an der Spitze und nach ihm viele andere Bischöfe erhoben ihre Stimme, um die Gläubigen zur thatkräftigen Unterstützung des hl. Stuhles zu begeistern. Und siehe, sofort regte es sich wunderbar. Aus Frankreich, Spanien, Belgien, Holland, Schweiz, Deutschland, Nord- und Südamerika und andern Ländern eilten wackere Jünglinge und Männer herbei, um Leib und Leben für die Freiheit des Papstes zu opfern. Theils wurden dadurch die Lücken der kleinen päpstlichen Armee ergänzt, die unter dem Oberbefehl des tapfern deutschen Generals Kanzler

standen, theils wurden neue Bataillone gebildet. Nicht bloß Leute des gewöhnlichen Schlages, nein, viele Adelige, selbst Herzöge, hohe Offiziere und Männer von bedeutender Bildung rechneten es sich zur Ehre, unter den päpstlichen Fahnen, wenn auch als Gemeine, dienen zu dürfen. In Folge dieser Zuzüge bestand die päpstliche Armee Ende 1867 aus etwas über 12,000 Mann, und im November des folgenden Jahres zählte man darin 16,000.

Ebenso flossen reiche Geldspenden nach Rom; Tausende von Gulden und Hunderttausende von Franken kamen zusammen, indem der Arme seinen Sparpfennig wie der Reiche die Goldmünzen mit freudiger Hand für die hl. Sache bot.

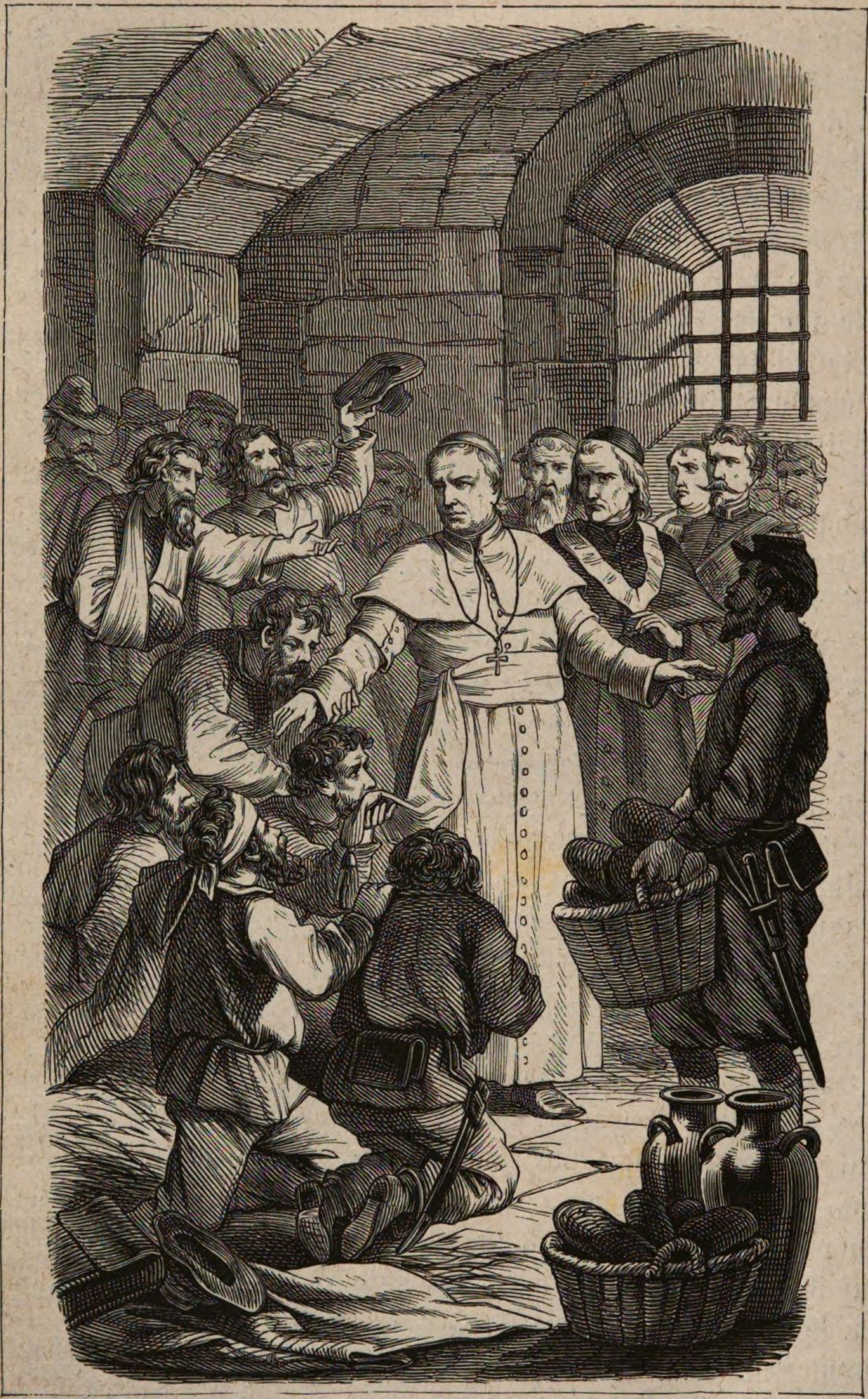
Aber auch Garibaldi erließ seine Manifeste im Namen der Revolution und forderte auf zu Geldspenden. Man muß es den Männern des Umsturzes lassen, daß sie nicht karg sind, wenn es gilt, die ihnen von der Hölle befohlenen Pläne zu vollführen. Soll doch ein einziger neapolitanischer Graf seine 300,000 Franken an Garibaldi übersendet haben. Die rohen Räuberhorden, die wieder ihren Sold erhielten, waren bereit zum Kampfe. Am 1. Oktober zogen sie in drei Abtheilungen, bei deren letzter ein Sohn Garibaldi's den Oberbefehl führte, in die Provinz Viterbo ein. Zum Schein war Garibaldi selbst noch von der piemontesischen Regierung auf der Insel Caprera zurückgehalten worden; allein man hinderte ihn durchaus nicht, mit allen Mitteln die Revolution in Gang zu setzen. Der erste ernstliche Zusammenstoß mit den päpstlichen Truppen fand bei Bagnorea am 5. Okt. statt; dabei zogen die Garibaldianer den Kürzern und erlitten bedeutende Verluste. Fast täglich waren kleine Scharmützel, bis es am 13. Okt. bei Monte Libretti zu einem blutigen Gefechte kam; auch hier war der Sieg auf Seite der Päpstlichen. Am 15. und 16. Okt. behaupteten sie bei Vallecorsa und bei San Lorenzo das Feld und krönten am 18. Okt. das bisher siegreiche Werk mit Erstürmung der Felsenfestung Nerola. —

In Rom selbst suchten die Genossen Garibaldi's mit verbrecherischen Mitteln ihre Zwecke zu erreichen. Am 22. Oktober gegen 7 Uhr Abends vernahm man plötzlich den donnerähnlichen Knall einer Explosion, daß die Stadt bebte. Es war eine Mine

unter einer Kaserne in der Nähe des Vatikans gesprungen; doch der Frevel war in seinem Vollmaße, wie er beabsichtigt worden, nicht gelungen; nur etwa 30 Zuaven befanden sich zur Zeit der That in der Kaserne, die leider verunglückten. In der gleichen Nacht wurden von der päpstlichen Gensdarmerie einige geheime Waffenniederlagen und Zusammenkünfte der Verschwornen entdeckt, und im Kampfe, der sich mit ihnen entspann, eine Anzahl derselben getödtet oder verwundet. Es war den Unmenschen so nicht gestattet, ihren ruchlosen Plan, zu vollbringen, daß sie des Papstes Haupt auf einer Stange durch die Stadt trügen, wenn er sich nicht fügen würde.

Garibaldi war unterdessen von der Insel Caprera entkommen und hatte sich nach einer geheimen Unterredung mit dem Minister Rattazzi zu seinen Truppen begeben. Am 25. Okt. rückte er gerade auf Rom los, doch wollte er vorher noch das etwa 5 Stunden vor Rom gelegene Städtchen Monte Rotondo erstürmen, was ihm auch mit der furchtbarsten Anstrengung und mit dem größten Verlusten gelang.

Jetzt war der Höhepunkt der Gefahr für die ewige Stadt eingetreten, denn die Rothhemden standen vor ihr bereits auf Vorposten. In diesem Augenblicke kam Hilfe. Napoleon III. sah den Septembervertrag schmählich gebrochen; Frankreichs Ehre verlangte dafür Sühnung. Am 30. und 31. Okt. zogen über 4000 Mann französischer Truppen in Rom ein, zum Glücke noch zur rechten Zeit. Die päpstliche Armee brannte schon längst vor Verlangen, die Entscheidungsschlacht mit den feindlichen Truppen zu beginnen, aber auch Frankreichs Soldaten wollten nicht zurückstehen. Am 3. November zogen etwa über 3000 vom General Kanzler befehligte päpstliche Soldaten und 2000 Franzosen unter General Polhès den Freischaaren entgegen, die von Garibaldi bei Mentana, 12,000 Mann stark, aufgestellt waren. Es begann ein heißer Kampf. Mit Bewunderung sahen die französischen Soldaten hin auf ihre am Vormittage allein beschäftigten römischen Vorkämpfer, um Nachmittags selbst mit gleicher Tapferkeit in's blutige Treffen einzutreten. Am 4. November Morgens ergaben sich die Revolutionäre, die einen fast hundertfach größern Verlust als das päpstliche Heer zu beklagen hatten, auf Gnade und Ungnade.



Pius unter den Garibaldianern.

Garibaldi, „der große Held,“ der nur von „Sieg oder Tod“ gefaselt, hatte bereits das Hasenpanier ergriffen. So konnte Rom wieder aufathmen und den heimkehrenden Siegern Lorbeerkränze weihen. Denn gegenüber der großen Ueberzahl, bei der vielfach schwierigen Lage und dem verzweifelten Widerstande der Garibaldianer, war der Sieg wie ein Wunder. Aber die Mannen des Papstes kämpften auch mit solcher Todesverachtung und mit solchem Heldenmuth, daß man die Namen fast Aller aufzeichnen müßte, wollte man über alle Auszeichnungen der Tapfern berichten: sie fochten eben mit einer Begeisterung, wie sie nur eine solche edle Sache zu erzeugen im Stande ist.

Aus dieser Zeit sei es uns vergönnt, einen Zug des heiligen Vaters zu verzeichnen, der seine christliche Barmherzigkeit im hellsten Lichte darstellt. Am 19. Okt. 1867 besuchte er die gefangenen Garibaldianer in der Engelsburg, ungefähr 200 an der Zahl. Die unglücklichen Verirrten empfingen ihn knieend, in ehrfurchtsvollem Schweigen. In seiner gewohnten Milde redete Pius IX. sie an: „Seht hier vor Euch Jenen, den Euer General den Vampyr Italiens nennt. Gegen mich habt Ihr die Waffen ergriffen. Und wer bin ich? Ein armer alter Mann.“ Darauf trat er näher zu den Zerknirschten und wandte sich an Einzelne besonders. „Du, mein Freund, hast Deine Schuhe verloren“, sagte er, „Du Dein Hemd, Du Deinen Rock, Deinen Hut. Nun, ich werde Sorge tragen, daß Ihr neue Kleider bekommet, und Euch dann zurück in Eure Heimat schicken. Nur bitte ich Euch, gedenket zuvor als Katholiken in kurzer, frommer Zurückgezogenheit meiner im Gebet!“ Aufs tiefste erschüttert, drängten sich die Garibaldianer auf den Knieen zum hl. Vater heran, den Saum seines Gewandes zu küssen. Sie segnend, verließ Pius IX. das Gefängniß.

Die katholische Welt war hocherfreut über die Siegesthat bei Mentana. Frankreich's Minister verstieg sich bis zum Worte, niemals werde sein Land die Unterdrückung Rom's dulden; wie dies stolze Wort gehalten wurde, sollte die nahe Zukunft lehren.

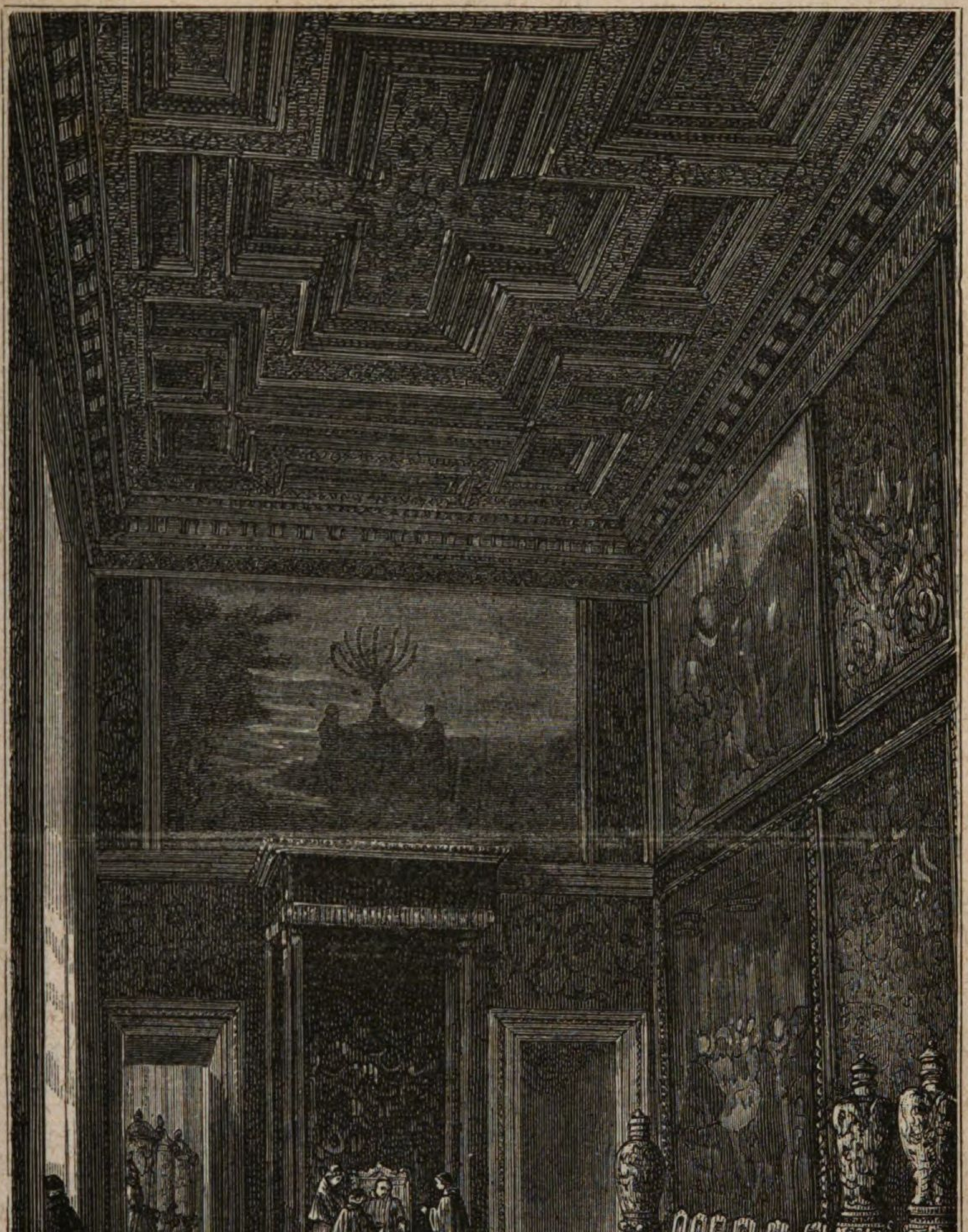
Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Secundiz.

Schon etwa fünfzehn Päpsten war das seltene Glück zu Theil geworden, den fünfzigsten Jahrestag ihrer Priesterweihe feiern zu können; aber oft, so beim Vorgänger unseres Papstes, bei Gregor XVI., war diese Feier selbst von der nächsten Umgebung übersehen worden. Auch Pius IX., von Gott in so manch andern Beziehungen vor seinen Vorgängern bevorzugt, war diese Auszeichnung beschieden. Aber nicht still und unbemerkt sollte seine Secundiz vorübergehen, sondern zu einem katholischen Weltereigniß sich gestalten, wie die Geschichte kaum ein ähnliches aufzuweisen vermag.

Die erste Anregung dazu ging von der bayerischen Stadt Bamberg aus, wo auf der gerade tagenden Katholikenversammlung im September 1868 der hochwürdige Stadtpfarrprediger Friedberg den Antrag stellte, zum Tage der Secundiz des heiligen Vaters eine Glückwunschadresse der katholischen Vereine Deutschlands nach Rom zu senden. Der Antrag wurde mit rauschendem Beifall angenommen. Nur dieses Funkens hatte es bedurft, um bald in allen Ländern ein Feuer der Begeisterung zu entzünden, um in allen katholischen Gauen die Geister zu beschäftigen, wie wohl am besten des Papstes Ehrentag verherrlicht werden könnte. Ohne äußere Anregung war auch bei einigen Jünglingsvereinen Italiens der Gedanke entstanden, diesen Tag durch kirchliche Uebungen und materielle Unterstützungen für den hl. Vater zu feiern und hatte schnell von Ort zu Ort sich fortgepflanzt.

Daß diese erste Begeisterung nicht ein bloßes Flammfeuer war, welches bald wieder verlischt, das sollte sich bald zeigen.



Thronsaal.

Es folgte vor und an dem Jubeltage Deputation auf Deputation, es reihte sich Adresse an Adresse, es suchte bei Hoch und Nieder Einer dem Andern es vorzuthun mit werthvollen Geschenken, um dem Jubelpriester Pius Anerkennung und Verehrung zu erzeigen. So schenkte Kaiser Franz Joseph von Oesterreich eine Prachtmonstranz, Napoleon III. ein kostbares Meßgewand, Kaiserin Eugenie eine Summe von 25,000 Napoleons, der König von Preußen eine prachtvolle Vase. Die Könige von Württemberg und Hannover, die Königin von England, der Kaiser von Brasilien, ja selbst der Kaiser von Rußland und der Sultan übersandten ihre Glückwünsche. Italien und namentlich der Kirchenstaat brachten die edelsten Natur= und Kunstprodukte als Huldigung dar. Auch Deutschland stand diesmal nicht in den letzten Reihen. Ja gerade dieses hatte die meisten Vertreter geschickt: es befanden sich nämlich 500 Deutsche unter der aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzten Deputation von 2000 Personen, und es wurde ihnen daher die Ehre des Vortrittes bei der Audienz am Festtage zu Theil. Fürst Karl zu Löwenstein übergab eine kunstreich ausgestattete Riesenadresse mit einer Liebesgabe von 1½ Millionen Franken; ihm folgten die Vertreter der andern Nationen mit Adressen und Geschenken von 6 Millionen Fr.

Die kirchliche Feier am Tage der Secundiz selbst, am 11 April, war einfach. Der hl. Vater las nur eine stille Messe über der Confessio des hl. Petrus in Gegenwart der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger. Denn allzu bewegt und ergriffen war der Jubelgreis durch die Bedeutung des Festes, das seiner Person so nahe ging, und durch die Beweise der Liebe, die ihm so zahlreich zu Theil geworden. Wenn aber auch einfach, so war der hl. Act doch keineswegs gewöhnlich. Denn in der Person des hl. Vaters, der als Priesterjüngling, fast von seinen Waisenknaben nur gekannt, das Erstlingsopfer Gott darbrachte, jetzt als der von aller Welt bewunderte Papst am fünfzigsten Jahrestage das Opfer wiederholte, lag eine unnennbare Weihe und Würde, die ebenso hinriß als entzückte, wie sonst der äußere großartige Ritus der katholischen Kirche es zu thun vermag. Einige hundert Gläubige hatten bei dieser Messe das Glück, die hl. Communion aus den Händen des Papstes zu empfangen.



Pius IX.

Mit den Gebeten des hl. Vaters, die ganz besonders warm und innig an diesem Tage zum Himmel stiegen, vereinigten sich die von Tausenden und Tausenden. Nicht sowohl im äußern Glanz, den auch jetzt wieder der hl. Vater entfaltete, nicht in den festlichen Aufzügen, die zur Ehre Pius' IX. fast an allen Orten der katholischen Welt veranstaltet wurden, nicht in den sinnreichen Geschenken, möchten wir den eigentlichen Triumph und Höhepunkt dieses Festes finden, als vielmehr in der religiösen Erneuerung, die in unzählbaren Herzen durch die Secundiz veranlaßt wurde. Gott allein vermochte die Communionen, die aufgeopfert, die Gelübde, die versprochen, die Ablässe, die gewonnen, die Almosen, die gegeben wurden, zu zählen. Mit Einem Wort, was sonst die Primiz des einfachen Priesters der Heimatsgemeinde zu sein pflegt, aus der er hervorgegangen, das war die Secundiz Pius' IX. für die ganze Welt geworden.

Am folgenden Tage feierte der hl. Vater die Messe im Hause der Waisenknaben, wo er zum ersten Male am Altar gestanden, und der erhabene König scheute sich so wenig dieser Kleinen, daß er sie neben Fürsten am Feste Theil nehmen ließ.

Zwei wichtige Akte haben wir noch bei dieser Gelegenheit zu verzeichnen, die Pius IX. am Festtage vollzog. Für den Kirchenstaat erließ er nämlich eine allgemeine Amnestie, wodurch viele politische Verbrecher aus den Gefängnissen befreit wurden. Der ganzen Welt aber verkündete er einen Jubiläums-Ablaß, der mit dem 1. Juni beginnen und auf längere Zeit andauern sollte. Denn schon stand ein neues großes Ereigniß in Aussicht, das schon 300 Jahre nicht mehr stattgefunden, die *Berufung eines allgemeinen Conzils*.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Conzil. — Die Beraubung.

Nicht erst jetzt und ganz urplötzlich war Pius IX. der Gedanke gekommen, ein allgemeines (sogenanntes ökumenisches) Conzil nach Rom zu berufen. Schon längst hatte er, indem sein Geist unablässig auf die Besserung der Zeit und die Mittel hiezu dachte, den Plan reiflich bei sich selbst erwogen, und mit ihm selbst berieth eine Commission von vierzehn Cardinälen noch ganz im Geheimen die Frage, ob und wann die Einberufung eines Conzils zweckmäßig sei. Die erste Kunde davon tauchte schon bei Veröffentlichung des Syllabus und der Encyklica auf.

Im Jahre 1867 trugen die Bischöfe, die in Rom versammelt waren, die dahingehende Bitte vor und der Papst erließ bereits im folgenden Jahre, am Tage der hl. Apostelfürsten, die Bulle Aeterni Patris, worin der Beginn des hl. allgemeinen Conzils auf den 8. Dezember 1869 festgesetzt und den Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Ordensgenerälen befohlen wurde, am bestimmten Termine zum Conzil pflichtmäßig zu erscheinen. Die Aufgabe desselben sollte sein, zu erwägen und zu bestimmen, was gerade in dieser Zeit in Bezug auf Unversehrtheit des Glaubens und Besserung der Sitten bei Geistlichen und Laien besonders Noth that, und die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Völker zu erhöhen.

Am 8. September 1868 erging ein apostolisches Schreiben an die Bischöfe der Kirche des Orients, die nicht in Gemeinschaft mit dem hl. Stuhle stehen, und am 13. September an alle Protestanten; mit eindringlichen, liebevollen Worten wurden diese von

der hl. Kirche Getrennten aufgefordert, das Weltereigniß der Versammlung aller Väter der Kirche zu benützen und sich mit derselben zu vereinigen.

Während beim großen, guten Theil der Katholiken die Nachricht eines Conzils freudige Aufnahme und die größten Hoffnungen auf dessen heilsamen Einfluß hervorrief, wurden die Orientalen bei ihrer religiösen Gleichgültigkeit nicht sonderlich durch die Einladung erregt. Die Protestanten aber fühlten sich, mit wenigen ruhmvollen Ausnahmen, berufen, in vollständiger Verkennung der wohlmeinenden Absichten des hl. Vaters mit Spott und Hohn zu antworten.

Die große heilige Versammlung, welcher ein Jubelablaß vorangiug, kam ungestört zu Staude. Von den zur Theilnahme am Conzil berechtigten und verpflichteten 1037 Obern der Kirche waren 764 in Rom erschienen; die übrigen waren meist wegen Krankheit vom hl. Vater entschuldigt. Es war ein wunderbar erhebender Anblick, welchen am 8. Dezember 1869, am Feste der unbefleckten Empfängniß — Pius IX. wählte, wie wir gesehen, zu den von ihm veranstalteten Glaubensakten zumeist Ehrentage der hl. Jungfrau — dem Eröffnungstage des Conzils, die großartige Versammlung der Kirchenfürsten aus allen Gegenden der beiden Hemisphären bot. Die Stadt der Päpste, verwöhnt durch die von den Nachfolgern Petri bei feierlichen Gelegenheiten begangenen großartigen Feste, hatte solchen Glanz noch nie gesehen, wie ihn jetzt die Gesammtheit der Bischöfe entfaltete. Die Pracht und Mannigfaltigkeit der Gewänder und Trachten, die Ausschmückung der Peterskirche, — Alles war dazu angethan, Staunen und Bewunderung zu erregen. Bedeutungsvoller und erhabener aber als der äußere Prunk war der Gesichtsausdruck der Kirchenobern, die, vom Glauben und der Schwere ihrer Pflicht durchgeistigt, demüthig sich um den hl. Vater schaarten.

Nachdem der Cardinal-Dekan Patrizi das Pontifikalamt beendigt, Monsignor Passavalli die Predigt gehalten, begann die eigentliche Eröffnungsfeier. Der (seitdem zu Gott berufene) Bischof von St. Pölten, Sekretär des Conzils, Dr. Feßler trug das Evangelienbuch zum Altare; die Fürsten der Kirche erwiesen dem

Stellvertreter Jesu Christi, ihrem Herrn und Haupte, die übliche Obedienz; der heilige Vater hielt an die Bischöfe eine machtvolle Ansprache und segnete mit dem Kreuzesstab die hl. Versammlung. Nachdem noch auf Aufforderung des ersten Cardinal-Diakons die Väter sich zum Gebete auf die Kniee geworfen, ent-



Dr. Joseph Feßler, Bischof von St. Pölten.

fernten sich alle nicht zum Conzil Gehörigen, und Bischof Feßler las von der Kanzel die Eröffnungsdekrete vor, indem er die Frage beifügte, ob Alle mit der Eröffnung der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung einverstanden seien. In der sofort vorgenommenen Abstimmung gaben alle Väter ihr „Ja" ab, und nach

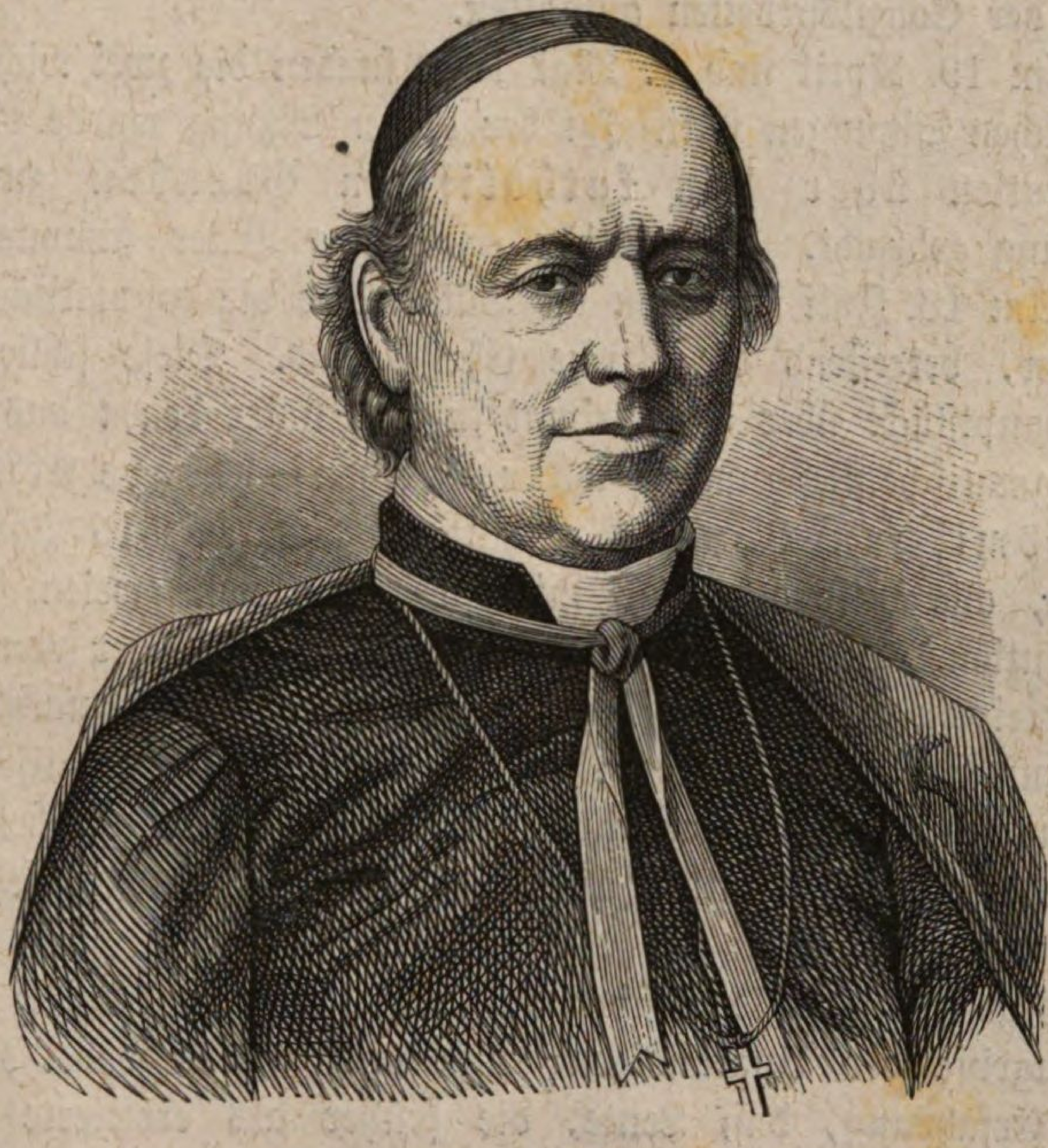
Beendigung der nöthigen Förmlichkeiten war das Conzil eröffnet und die erste öffentliche Sitzung vollendet. Die Absingung des vom Papste angestimmten Te Deum schloß die großartige Feier, deren Eindruck nach der Aeußerung solcher, die das Glück hatten, an ihr Theil zu nehmen, für Alle ein unvergeßlicher geblieben ist.



Cardinal de Angelis.

Von nun an begann für sämmtliche Conzilsmitglieder eine Zeit unausgesetzter angestrengter Arbeiten. Unter Leitung des Conzilspräsidenten, Cardinals de Angelis, den der hl. Vater an Stelle des früher ernannten, vor Beginne verstorbenen, ausgezeichneten Cardinals Reisach zu dieser hohen Würde berufen,

und der Vorstände der einzelnen Abtheilungen (Congregationen) gaben sich die hochwürdigsten Väter ihrer erhabenen Aufgabe mit einem unendlichen Eifer und einer erhebenden Innigkeit hin. In den Congregationen wurden die vorliegenden Materien berathen und in den öffentlichen Sitzungen die Beschlüsse verkündet. Daß sich über diese oder jene Frage unter den Einzelnen Meinungsverschiedenheiten geltend machten, mag nur jenen wundern, welcher vergißt, daß die Bischöfe Menschen sind, und ja zum Meinungs-



Cardinal Reisach.

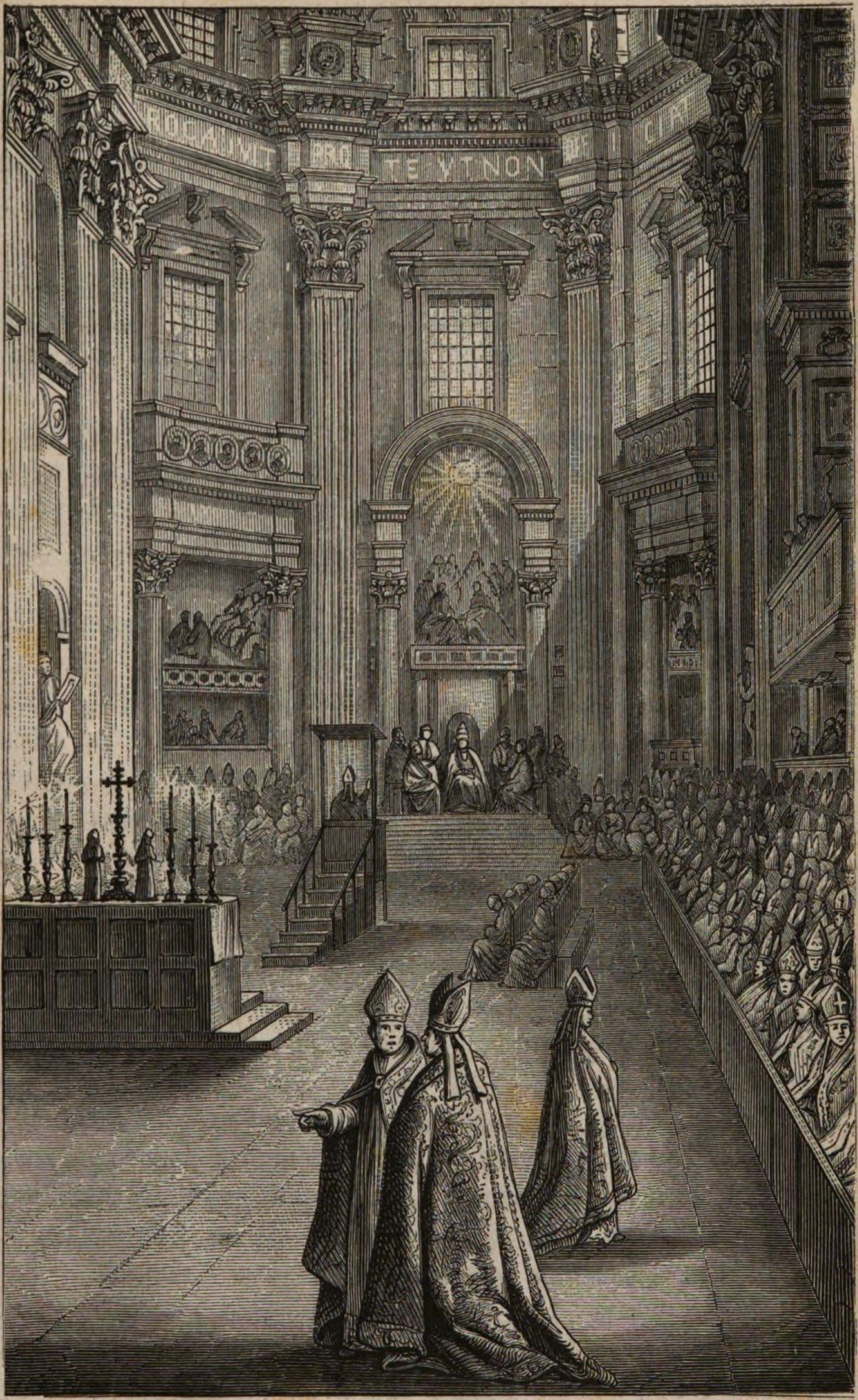
austausche versammelt waren, und der ferner die Geschichte der frühern allgemeinen Kirchenversammlungen nicht kennt. Aber es war keine Rechthaberei, keine Sucht, Lieblingsgedanken zum Durchbruch zu bringen, sondern der reine Glaubenseifer, welcher die Bischöfe beseelte, und die Meinungsverschiedenheiten gingen nie über das Maß demüthiger Vorstellungen hinaus, entstanden aus der Absicht, der Sache des Herrn nach besten Kräften zu dienen.

All die Nachrichten, welche glaubenslose Blätter unter Mithilfe intriguirender Diplomaten über die angebliche Uneinigkeit der Väter unter einander und mit dem Papste in die Welt sandten, waren erdichtet, in der Absicht, das Ansehen des Conzils zu untergraben, die guten Absichten des hl. Vaters zu verdächtigen, gegen die Beschlüsse des Conzils Mißtrauen zu erwecken. Es war die Wuth der Hölle, die sich vor der hier drohenden Gefahr aufbäumte. Doch nichts konnte den von Jesus Christus beschützten Gang der Conzilsarbeiten aufhalten.

Am 19. April und 1. Mai 1870 fanden die zwei wichtigsten öffentlichen Sitzungen statt. In der ersten Sitzung wurde die erste Constitution über den katholischen Glauben zur Abstimmung gebracht. Sämmtliche anwesende Väter stimmten mit Ja. Am 18. Juli stimmten die Väter über die dogmatische Constitution, betreffend die Kirche Christi, ab. Diese schließt die vier Hauptstücke über den Primat in sich, unter denen das vierte die dogmatische Bestimmung über das unfehlbare Lehramt des römischen Papstes enthält. Es waren 515 Väter anwesend, alle diese stimmten mit Ausnahme von zweien für die Constitution. Aber auch diese zwei, sowie die früher vom Conzil verreisten Bischöfe schickten, früher oder später, nachträglich ihre Zustimmung nach Rom, so daß auch diese dogmatische Bestimmung mit der Uebereinstimmung des ganzen katholischen Episkopates der ganzen katholischen Kirche als Offenbarungslehre erkannt wurde

Gegen diese letzte Bestimmung richteten sich vorzüglich seither die Angriffe der Ungläubigen; und man machte dabei die seltsame Erfahrung, daß Leute, die früher als erbitterte Feinde der Kirche bekannt und berüchtigt waren, jetzt mit einem Male als Kirchenväter sich aufthaten und für den „alten Glauben" als Vertheidiger eintraten, indem sie das angebliche „neue Dogma" verwarfen und verspotteten. In der That ist der dogmatische Glaubenssatz ein uralter, seit der Existenz der katholischen Kirche bestehender.

Gerade in dem Eifer der Kirchenfeinde zeigte es sich, wie sehr nothwendig jene dogmatische Entscheidung über die oberste unfehl-



Die Aula des Vatikanischen Conzils in der St. Peterskirche während einer Sitzung.

bare Lehrauktorität der römischen Päpste gewesen; gerade durch ihre Wuth gegen den Papst und das Conzil wurde das Walten des hl. Geistes in der denkwürdigen Sitzung vom 18. Juli kenntlich. Der Fels Petri ward gefestigt gegen die wider ihn anstürmenden Feinde; die Unfehlbarkeit der Päpste sollte auf ewige Zeiten eine Gewähr sein für die Reinheit des Glaubens. Noch klarer trat diese Wirkung zu Tage, als eine Menge vom Hochmuthsteufel falscher Wissenschaft besessener Leute, namentlich in Deutschland, aus Anlaß der Unfehlbarkeits-Erklärung sich offen vom hl. Stuhle lossagte.

Nach der feierlichen öffentlichen Sitzung am 18. Juli mußte das Conzil seine segensreichen Arbeiten einstellen, und zwar wegen des Scheines des Kriegsfeuers, dessen Gluthen das Wohl zweier Völker vernichten und das Verbrechen des Sakrilegs am hl. Vater ermöglichen sollten.

Der furchtbare Krieg, der mit der Erschöpfung einer der mächtigsten Nationen der Erde endete, bot manche auffallender Weise zusammentreffende Ereignisse, welche dem an eine göttliche Weltregierung glaubenden Geschichtsschreiber gewiß zu denken geben.

Um sich die Gefolgschaft des von ihm geschaffenen „Königreichs Italien" gegen Preußen zu sichern, zog Napoleon III. sämmtliche Besatzungstruppen aus dem Kirchenstaate zurück. Am 4. August 1870 verließen die ersten französischen Soldaten den Kirchenstaat. An demselben Tage verlor Frankreich die Schlacht bei Weißenburg. Am 6. August nahm General Dumont, Commandant der Schutztruppen, Abschied vom Papste: und am 6. August war auch die mörderische Schlacht bei Wörth, welche mit der Niederlage der Franzosen endete. Und des Auffälligen noch nicht genug. Am 2. September, dem zehnjährigen Jahrestage des Abschlusses der bekannten franko-sardinischen Convention, wodurch Napoleon in alle Pläne Piemont's gegen den Papst einwilligte, am 2. September 1870 verlor Napoleon III im Kesseltreiben bei Sedan seine Krone und wurde ein Gefangener Preußens.

Anstatt sich für den französischen Liebesdienst dankbar zu erweisen, ließ die Regierung Viktor Emmanuels Frankreich im Stiche; ja, es ist ein offenes Geheimniß, daß sie im selben Augenblicke, als

der Riesenleib Frankreichs unter der Kriegsgeißel zu Boden lag, mit der Berliner Regierung weitere Freundschaft schloß, welche sich zunächst in dem Winke äußerte, es sei jetzt Zeit, über Rom herzufallen und die „Einigung Italiens" durch die Wegnahme Rom's zu vollenden.

Das Königreich „Italien" befolgte die Aufforderung sofort mit Eifer. Mit Verletzung allen Rechtes brachen am 10. und 11. September 1870 die Italiener, 60,000 Mann stark, in den Kirchen-



Pius IX.

staat ein. Der „König" Viktor Emmanuel hatte dabei die Stirne, den Grafen Ponza di San Martino mit einem Schreiben an den Papst zu senden, worin er den hl. Vater aufforderte, sich der Beraubung zu fügen. Pius IX. empfing den Sendling mit Würde und wies alle seine Versicherungen mit einer Bestimmtheit zurück, die jenen und seinen Herrn beschämen mußte. Auf die Versicherung des Piemontesen, daß seine Regierung die Unabhängigkeit

des Papstes mit allen möglichen Bürgschaften umgeben wolle, antwortete der Papst: „Ihr seid übertünchte Gräber, ich kenne euch nicht und will euch nicht kennen.“

Die Aufforderung des piemontesischen Generals Cadorna, die päpstlichen Truppen sollten sich ergeben, beantwortete der Obergeneral Kanzler mit einem würdigen Nein. Die Truppen des hl. Vaters, beseelt von dem Gedanken, für eine hl. Sache zu kämpfen, waren bereit, für Pius IX. zu sterben. Als nun die Piemontesen am 20. September die ewige Stadt mit einem mörderischen, vorzüglich auf das rechte Tiberufer gerichteten Feuer bedrohten, leisteten die päpstlichen Soldaten, besonders die Artillerie, mannhaften Widerstand. Der hl. Vater hatte indeß den Widerstand nur zugelassen, um der Welt die gegen ihn begangene Gewaltthat in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen; an einen Erfolg war bei der fünffachen Ueberzahl der Piemontesischen nicht zu denken. So befahl er denn, als die Angreifer in die Porta Pia Bresche geschossen, dem General Kanzler das Feuer einzustellen. Der tapfere General und alle Soldaten fügten sich nur mit Widerstreben dem Befehle des Souveräns. Die Piemontesen waren schon auf dem Platze Barberini, als die päpstlichen Soldaten noch das Feuer fortsetzten. Der Befehl mußte respektirt werden; so wurden die Italiener Herren der Stadt.

Am andern Tage legte die päpstliche Armee nach getroffener Uebereinkunft die Waffen nieder. Es war ein herzzreißendes Schauspiel, welches der Abschied der wackern Kämpfer bot. Viele zerbrachen die Waffen, damit sie nicht den Siegern in die Hände fallen möchten.

Rom sollte die Hauptstadt „Italiens“ werden; das hatte bereits die Turiner Abgeordnetenkammer beschlossen. Am 2. Oktober veranstalteten die Piemontesen noch die Posse einer Abstimmung, durch welche sich die Römer über ihre Zugehörigkeit zum „einigen Italien“ aussprechen sollten. Diese Abstimmung mit ihrem Resultate von 40,000 Ja und nur 46 Nein ist die erbärmlichste Gaukelei, welche die Welt wohl jemals erlebt hat. Von untrüglichen Augenzeugen wird erzählt, daß in der kurzen Zeit von einigen Stunden die correkte Vollziehung der Abzählung eine baare

Unmöglichkeit gewesen wäre. Es stimmte eben, wer wollte: all das durch Zufall mit nach Rom gekommene Gesindel, all die zahlreichen Fremden, welche sich in Rom aufhielten, und die zahllosen Creaturen Viktor Emmanuel's. Die Römer hatten, das kann Schreiber dieses, der während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Rom in allerlei Kreisen sich bewegt, bezeugen, gar nicht gestimmt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der gefangene Papst.

Die nun folgende Zeit ist für Pius IX. eine Periode fortgesetzter Leiden und Demüthigungen und wiederum auch der Erhebung und des Trostes. Die Piemontesen, die wie Raubthiere über die hl. Roma herfielen, bereiteten ihm fast täglich neuen, ausgesuchten Schmerz. Sein Vaterauge mußte sehen, wie die Stadt der Päpste von habgierigen Schaaren entweiht, wie Stätten der kirchlichen Erbauung, Klöster und Stiftungen ihres Vermögens beraubt und ihres Charakters entkleidet wurden, ohne daß sich eine katholische Macht dagegen regte. Nur ein winzig kleiner Staat, die Republik Ecuador, war es, welcher seine Stimme gegen das Sakrilegium zu erheben wagte und in mannhaften, erhabenen Worten dagegen feierlichen Einspruch that.

Während aber die Regierungen schwiegen, erklang um so lauter der Protest der katholischen Völker auf dem ganzen Erd-

ball gegen die Gewaltthat. Dies zeigte sich zunächst am 16. Juni 1871.

Von all den 255 Päpsten, welche vor Pius IX. das Kreuz Petri auf ihren Schultern trugen, erreichte kein Einziger die Regierungsjahre des Apostelfürsten. Von den Päpsten, die am längsten regierten, erreichten drei: Sylvester I., Hadrian I. und Pius VII. das dreiundzwanzigste, Pius VI. aber das vierundzwanzigste Regierungsjahr. Seit 1800 Jahren war es also allein dem großen Pius beschieden, die Jahre Petri während seines römischen Pontifikats zu erleben und den im Lauf der Jahre gebildeten Spruch, kein Papst werde die Jahre Petri sehen, zu widerlegen. Die Katholiken der ganzen Welt erblickten in diesem Tage den Anlaß, dem Vater der Kirche ihre unwandelbare Liebe und Ergebenheit zu beweisen. Hoch erfreut durch das Gnadengeschenk eines vollkommenen Ablasses für dieses hochfeierliche Fest, welchen Pius IX. am 4. Juni 1871 gewährt, pilgerten sie aus allen Theilen der Erde zu Tausenden nach der ewigen Stadt, um dem erhabenen Jubilar ihre Verehrung zu Füßen zu legen. Aus Australien und Deutschland, aus Amerika und Afrika, aus den Prachtsitzen der europäischen Civilisation und den Orten, wo erst die Anfänge der christlicheu Cultur zu finden, kamen sie herbei, um dem Papste zu beweisen, daß sie seine Kinder bleiben wollen ihr Leben lang. So gestaltete das Fest sich zu einer großartigen Kundgebung der Liebe und Treue der katholischen Völker.

Der Deputationen waren so viele, daß vor und nach dem 16. Juni der hl. Vater unausgesetzt die Zeit zu ihrem Empfange verwenden mußte; die Adressen mußten in Körben weggetragen werden; an Telegrammen langten am 16. und 17. Juni allein über Tausend an. Und wer nicht nach Rom kam, feierte zu Hause den Tag, an allen Orten der Christenheit wurden an diesem Tage Festversammlungen veranstaltet, herrliche Reden voll der Begeisterung für den Heldengreis gehalten, überall brannten Freudenfeuer, verkündeten Salutschüsse das einzige Ereigniß. In der Peterskirche meldet das oberhalb der Erzstatue des heiligen Petrus angebrachte Mosaikporträt des hl. Vaters den spätern Geschlechtern, daß Pius IX. zuerst des vornehmsten Apostels Regie-

rungsjahr erreicht hat. Und wer vor dem ehrwürdigen Denkmale vorübergeht und demüthig den Nacken unter den Füßen des Apostels beugt, der schaut voll Begeisterung auf Pius hin, in welchem uns Gott einen zweiten Petrus gab, Erbe nicht nur des Thrones und seiner Vorrechte, sondern auch der Kämpfe und des Heldenmuthes des Erstern.

Es war erhebend und erbauend zugleich für alle Theilnehmer. Denn an diesem Tage opferten Tausende die hl. Communion für den Dulder im Vatikan, erneuerten Millionen das katholische Bekenntniß, gelobten Alt und Jung ewige Treue dem hl. Stuhle. Und die Kundgebungen hörten nicht mit dem Tage auf, die einmal zum Wachsthum gebrachte Frucht wuchs immer üppiger. In Amerika, Deutschland, Frankreich und Italien legten die Angehörigen der vornehmsten Stände Trauer an zur Ehre des gefangenen Petrus, die Damen Rom's gelobten Vermeidung jedes Luxus, um mit dem ersparten Gelde den hl. Vater unterstützen zu können. Ja, arme Dienstboten, unmündige Kinder sammelten ohne fremden Antrieb ihre Groschen und überschickten sie dem hl. Vater als Peterspfennig, den die reichlich fließenden Gaben aus allen Ländern zu einer von den Piemontesen nie geahnten Höhe anwachsen ließen.

Gegenüber den Piemontesen bewahrte Pius IX. unausgesetzt die Stellung des beraubten Souveräns. Und wie zahlreich und vielgestaltig auch die Fallstricke waren und noch sind, welche diese bald in Folge ministerieller Anerbietungen, bald als Kammerbeschlüsse, bald als heimliche Anfragen ihm legten, niemals vermochten sie ihn zur Aufgebung seiner erhabenen Haltung auch nur einen Augenblick lang zu bewegen.

Wenn dann die Staatsräuber, ihrer erfolglosen Schliche müde, zu Drohungen übergingen, setzte ihnen Pius die Majestät des Oberpriesters entgegen, gegen ihre Beschlüsse erließ er Proteste, welche die Schergen Piemont's jedesmal erzittern machten. Um den Raub mit dem Mantel des Rechtes zu umgeben und den bei günstigen Umständen zu befürchtenden Vorstellungen wegen der Beeinträchtigung der Freiheit des Papstes vorzubeugen, haben die Piemontesen ihm einen Jahresgehalt von drei Millionen Franken

angeboten und ein sogenanntes Garantiegesetz gemacht, in welchem Pius ungefähr dieselbe ausschließliche Stellung angewiesen wird, wie etwa einem Gesandten. Pius erließ gegen alle diese Akte förmliche Proteste, wie auch gegen die gottlosen Dekrete und Gesetze, durch welche zu wiederholten Gelegenheiten kirchliche Genossenschaften ihres Existenzrechtes und ihres Vermögens beraubt wurden. Auch den Mächten gegenüber, die den Papst ruhig seinen Peinigern überließen, erwies sich Pius IX. in all seiner Hoheit. So erklärte er bald nach der Beraubung, daß er keinen Diplomaten empfangen würde, der bei den Piemontesen beglaubigt sei, und bis zum heutigen Tage hat kein bei den Piemontesen fungirender Gesandter die Schwelle des Vatikans überschreiten dürfen.

Pius IX. bietet uns als Gefangener des Vatikans, den er nicht verlassen könnte, ohne sich den Insulten der Piemontesen auszusetzen, den Anblick der erhabenen Größe, inmitten seiner von den verächtlichsten kleinsten Leidenschaften getriebenen Dränger. Dieser Gestalt, das gestehen vielfach auch Andersgläubige ein, wohnt etwas Ueberirdisches inne, es durchfließt sie eine Weihe, deren Eindruck Niemand, der je das Glück hatte, Pius IX. zu sehen, sich entziehen kann.

Die letzt verflossenen drei Jahre im Leben unseres glorreich regierenden Papstes sind ein Gegenbild der Kämpfe der Staatsgewalt gegen die Katholiken in Deutschland und der Schweiz.

Immer und überall, wo Pius seine Kinder bedrückt sieht, erhebt er seine Stimme und warnt und mahnt, und die an Jesum Christum glauben, schöpfen inmitten ihrer Leiden neuen Muth und blicken mit Vertrauen auf ihren großen Papst hin, der selbst den Spruch der Heiden von dem Manne zur Wahrheit macht, den die einfallenden Himmel noch ungebrochen finden. „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16. 18.)

Daß Pius IX. das Regiment der Kirche mit starker Hand und des Geistes des Erlösers würdig fortzuführen nicht müde wird, wer wollte daran zweifeln? Zwar haben seine Verfolger in Rom die kirchlichen Feierlichkeiten unmöglich gemacht, zwar ist er

genöthigt, viele seiner Maßregeln im Geheimen zu vollziehen; aber wo es gilt, in die Ordnung der Kirche einzugreifen, da handelt er mit jener apostolischen Unerschrockenheit, die, nicht fürchtend den Kreuzestod, nur nach der Palme des ewigen Lebens strebt.

Ein Vierteljahr nach seiner Beraubung erklärte er zur Freude von Millionen den hl. Joseph zum Patron der Kirche. Im Juni 1875 empfahl er auf die Bitten der katholischen Christenheit die Kirche dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu. Auch hat er dreimal in den Jahren 1873 und 1875 die Ernennung von Cardinälen vorgenommen, das vorletzte Mal bei den Erzbischöfen von Posen, Mecheln, Westminster und New-York.

Das Jahr 1875 war ein Jubeljahr. Pius IX. konnte es in Rom nicht mit den üblichen Festlichkeiten begehen. Die Porta Sancta, die heilige Pforte in der Peterskirche, blieb verschlossen, aber Pius ließ sich nicht nehmen, den Gläubigen die Gnaden des Himmels zu öffnen. Und wieder pilgerten Tausende nach Rom und an allen Orten der gläubigen Welt belagerten Millionen die Kirchen, um den ausgeschriebenen Ablaß sich zu verdienen. Wieder bestürmte Alt und Jung, Vornehm und Niedrig den Herrn mit Gebeten, und dürfen wir daran zweifeln, daß Jesus Christus diese Gebete erhören und sich wieder gnädig seiner verfolgten Kirche zuwenden werde?

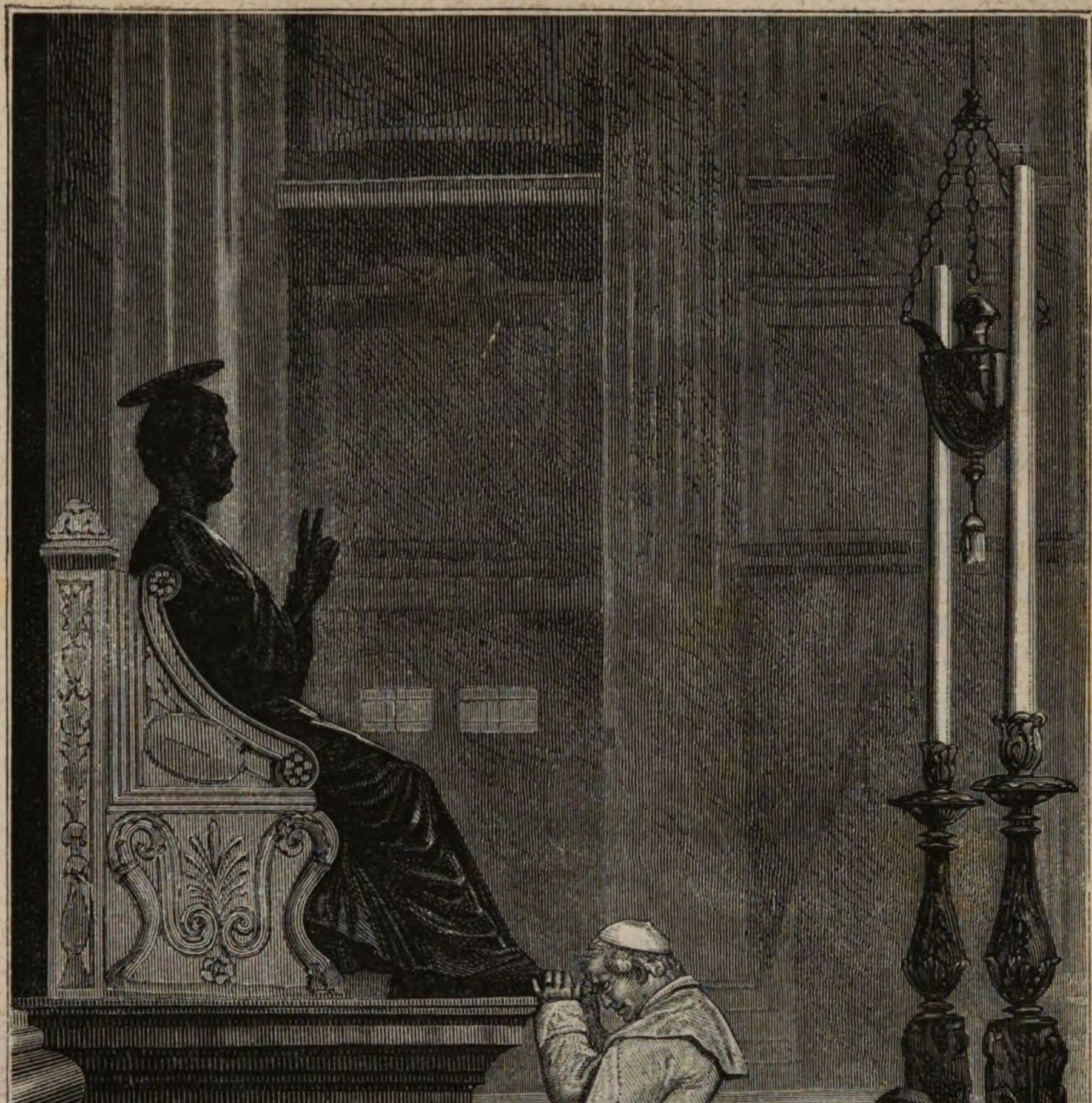
Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Am 2. November 1858 verlor der heilige Vater seinen Bruder, den Grafen Joseph Mastai, und im Juli 1869 einen andern, den ältesten, Grafen Gabriel Mastai, durch den Tod. Beide Male ergriff auf die traurige Nachricht das liebende Herz des Bruders tiefer Schmerz, gelindert durch die christliche Hoffnung des dereinstigen Wiedersehens. Selbst schwach und kränklich, begab er sich zur hl. Treppe und verrichtete dort die weihevolle Andacht, sich zum Troste, den Verstorbenen zur Erinnerung.

Pius selbst ist seither durch keine ernstliche Krankheit belästigt worden. Wie oft auch seine und Christi Feinde den nahen Tod des Papstes verkündet haben, immer wieder straften die lebensvollen Handlungen und Aeußerungen des hl. Vaters diese Unglücksnachrichten Lügen. Heute ist er zwar durch das Alter gebeugt, aber noch im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte, unterzieht er sich den nimmer aufhörenden Empfangsfeierlichkeiten der schaarenweise nach Rom wallenden Gläubigen. Er empfängt und hört und spricht mit der Geistesfrische des Jünglings und bietet alle Hoffnungen, daß er mitten unter seinen lieben Kindern den Triumph der Kirche erleben werde.

Wir schließen mit einer von dem Hochwürdigen P. Huguet in Frankreich angestellten Berechnung, nach der wir das Glück haben würden, Pius IX. noch eine Reihe von Jahren unter uns wirken zu sehen. P. Huguet sagt: „Der hl. Petrus verließ den Orient im Jahre 42, zur Zeit des jüdischen Passahfestes, welches im genannten Jahre auf den 23. April fiel. Nachdem er nach



Pius betet zu den Füßen des Apostelfürsten.

seiner wunderbaren Rettung aus dem Kerker von Jerusalem abgereist, schiffte er sich in Antiochia ein, stieg in Bari an's Land und ließ sich in Rom nieder, wo er für ewige Zeiten den Sitz des Papstthums festigte. Vom 23. April des Jahres 42 bis zum Jahr 67 zählt man 25 Jahre, 2 Monate und 6 Tage. Diese Jahre erreichte Pius IX. am 16. Juni 1871. Bischof war der heilige Petrus im Ganzen 34 Jahre 1 Monat und 15 Tage, vom 14. Mai 33. bis zum 29 Juni 67. Sollten nun Pius IX. gerade die vollen Jahre des Apostelfürsten beschieden sein, so würden wir noch das große Glück und die Gnade haben, unsern vielgeliebten Papst bis zum Anfange des August 1880 unter uns zu sehen.

Das walte Gott!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ueberblick.

Wir hoffen mit den Gesinnungsgenossen der ganzen Welt, daß unserem allgeliebten Papst Pius IX. beschieden sein werde, noch so lange unter uns zu weilen, bis die Völker-Chöre in allen Tempeln der Christenheit das Te Deum des Dankes für den Triumph der Kirche erschallen lassen. Wir hoffen alle noch recht lange die Angelegenheiten der Kirche in den väterlichen Händen des erhabenen Oberpriesters zu sehen. Ueberblicken wir die Thätigkeit Pius IX. in der Ordnung der Angelegenheiten der Kirche, so fällt uns zunächst die Thatsache in die Augen, daß er wie die ausgezeichnetsten der Päpste seine vornehmste Sorge darein setzte, den Schäflein der Kirche vom Tiber bis nach Australien, vom Nordpol bis zu den Südsee-Inseln Seelsorger und Oberhirten zu geben. Pius IX. hat nicht weniger denn 25 Erzbisthümer, 107 Bisthümer, 22 Apostolische Missionen, also 155 neue oberhirtliche Stellen errichtet. Zudem

hat der Papst fast allen jetzt lebenden Cardinälen den Purpur verliehen und mehr als zwei Dritttheile der Bischöfe ernannt.

Besonders segensreich wirkte unser Papst für Amerika, wo die wunderbare Regsamkeit der Katholiken neben der der Kirche gewährten Freiheit deren herrliches Aufblühen ermöglicht hat. Mit banger Erwartung sahen die Katholiken Amerika's der Regierung Pius' IX. entgegen. Papst Gregor XVI., früher als Cardinal Capellari Sekretär der Propaganda, persönlich vertraut mit den Wünschen und Erfordernissen der katholischen Kirche Amerika's, erkannte ihren Zustand, wußte um ihre Hoffnungen. Welche Kenntniß wird, so fragten sich die Katholiken, der neue Papst für die kirchlichen Zustände Amerika's mitbringen? Wird er ein ebenso offenes Ohr wie sein Vorgänger für ihre Wünsche haben, dasselbe Verständniß für die zu ihrer Hebung und Beförderung nothwendigen Mittel? Heute beantwortet die amerikanische Kirche diese Frage mit freudigem Danke, ihre Erwartungen sind übertroffen. Pius IX. hat für sie ein regeres Interesse gehabt, als sein Vorgänger, mehr gethan, als er.

Er beobachtete die Fortschritte der Kirche bei der bedeutenden katholischen Einwanderung und errichtete neue Bischofssitze, wo immer die Umstände es erlaubten; in andern Fällen Apostolische Vikariate, um den Bedürfnissen der Gläubigen nachzukommen, bis es ihm möglich war, Bischofssitze zu etabliren. Albany (N. Y.), Buffalo (N. Y.), Cleveland (O.), Galveston (Tex.) wurden Bischofssitze im Jahre 1847, Monterey (Cal.), Savannah (Ga.), St. Paul (Minn.), Wheeling (Va.), Santa Fé (N. M.) u. Nesqualy (Wash. Terr.) 1850; Burlington (Vt.), Covington (Ky.), Erie (Pa.), Natchitochus (La.), Brooklyn (N. Y.), Newark (N. Y.) 1853. Portland (Me.) 1855; Alton (Ill.), Fort Wayne (Ind.), Sault St. Marie (Mich.) 1857; Columbus (O.), Graß Walley (Cal.), Green Bay (Wisc.), Harrisburg (Pa.), La Crosse (Wisc.), Rochester (N. Y.), Scranton (Pa.), St. Joseph (Mo.) und Wilmington (Del.) 1868; Springfield (Mass.) und St. Augustine (Fla.) 1870; Providence (R. J.) und Ogdensburgh (N. Y.) 1872; San Antonio (Tex.) in 1874; Peoria (Ill.) 1875

errichtet und mit tüchtigen Oberhirten besetzt. 1876 errichtete er das Apostolische Vikariat von Walla Walla; 1851 das von Indian Territory und Nebraska; 1853 in Northern Michigan; 1857 in Florida; 1868 in North-Carolina, Colorado und Idaho; 1869 in Arizona und 1874 in Brownsville (Tex.) und Northern Minnesota.

Er ermuthigte die öftern Zusammenberufungen der Provinzial-Conzilien durch Erhebung mehrerer Bischöfe zu Erzbischöfen. Oregon wurde im Jahre 1846 zu einem Erzbischofssitz erhoben; New-York, Cincinnati, St. Louis und New-Orleans 1849; San Francisco 1853; Boston, Philadelphia, Milwaukee und Santa-Fé im Jahre 1875.

Er unterstützte alle Bemühungen den Glauben zu stärken und zeigte im Jahre 1847 seinen entschiedensten Beifall, als die unbefleckte Jungfrau Maria zur Patronin der Kirche der Vereinigten Staaten auserkoren wurde.

Er war bemüht den Protestanten allen Grund zu Argwohn zu nehmen und änderte im Jahre 1847 die Formel des Bischofseides, damit der Empfindlichkeit der amerikanischen Protestanten der Stachel genommen werde. Die gewöhnliche Formel enthielt Ausdrücke, welche zu den Feudalzeiten hinreichend verstanden, aber in den Vereinigten Staaten durch die Feinde der Kirche so erklärt wurde: der Papst behauptete und die Bischöfe anerkännten die Macht der Kirche in Angelegenheiten des Staates. Mit großer Klugheit trug Pius IX. dadurch zur Belebung des kirchlichen Geistes in Amerika bei, daß er sich bestrebte, den Beruf zum Priester in den Eingeborenen zu wecken, und wenn immer möglich, amerikanische Priester zu Bischöfen ernannte. Im Jahre 1856 gab er auch seine Zustimmung zu dem Projekte eines amerikanischen Collegiums oder theologischen Seminars in Rom, und zeigte seine rege Theilnahme durch den Ankauf des Klosters der Umilta, früher Kloster der Visitation, und Schenkung für den Zweck eines Amerikanischen Collegs nebst der daranstoßenden prachtvollen Kirche an die Bischöfe der Vereinigten Staaten. Bekannt ist, daß das Institut blüht und den Vereinigten Staaten schon viele gute Priester gegeben hat.

Unter den verschiedenen Conzilien, die unter Pius IX. mit seiner freudigen Zustimmung und Unterstützung in diesem Lande gehalten wurden, waren 2 Plenarconzilien in Baltimore in den Jahren 1852 und 1867, in welchen der Erzbischof von Baltimore als



Cardinal Mac Closkey.

Apostolischer Delegat seiner Heiligkeit präsidirte. Er zeichnete auch den Stuhl von Baltimore aus, indem er den Inhaber desselben zum Vorsitzenden bei allen Conzilien und Versammlungen erkor und ihm einen Ehrenplatz über alle andern Erzbischöfe gab.

Während das erste Plenarconcilium projektirt war, war Pius IX. im Exil in Gaeta, und als man vermuthete, er werde Frankreich besuchen, luden ihn die amerikanischen Bischöfe dazu ein, dem Concilium vorzusitzen. In seiner von Gaeta datirten Antwort bemerkte der hl. Vater, daß Nichts sein Herz so erfreuen würde, als in ihrer Mitte zu sein, sie in Liebe zu umarmen, aber die Umstände gestatteten ihm nicht zu kommen. Dagegen schickte er in Folge dieser Einladung im Jahre 1853 den hochw. Cajetan Bedini (später Cardinal) mit einer schmeichelhaften Mission an den Präsidenten nach den Vereinigten Staaten.

Der Wunsch des Papstes war, einen Nuntius in Washington zu haben, die Erfüllung scheiterte aber an den sonderbaren Regeln der Regierung. Msgr. Bedini besuchte viele Diöcesen und konnte auch deßhalb dem heiligen Vater einen genauen Bericht über den Zustand der Kirche in Amerika geben.

Im Jahre 1875 ehrte der hl. Vater die Kirche in den Vereinigten Staaten durch Erhebung des Erzbischofs Mac Closkey von New-York zum Cardinal. Wie früher Msgr. Bedini, so machte auch jetzt der päpstliche Gesandte Msgr. Roncetti eine Reise durch das Land, welche ihn in Stand setzte, dem hl. Vater getreuen Bericht abzustatten, ihm, der immer so großes Interesse an ihrem Fortschritte nahm, und nichts sehnlicher wünschte, als die Ausbreitung des Glaubens und der katholischen Kirche in den Ver. Staaten.

Die Katholiken Amerika's ehren und lieben daher in Pius IX. ihren Wohlthäter und senden mit den Katholiken der übrigen Welt ihre heißen Gebete zum Himmel, daß er sich Pius' IX. annehmen und ihm zum Siege über seine Feinde verhelfen möge!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Auffallende Begebenheiten aus dem Leben Pius' IX.

Wir haben im Leben des hl. Vaters mehr denn ein Ereigniß gesehen, welches in seinen Einzelheiten mit zwingender Nothwendigkeit zu der Ueberzeugung von seiner göttlichen Berufung hindrängt. All sein Thun weist auf eine außerordentliche Erscheinung hin; die Feinde der Kirche selbst müssen zugestehen, daß er eine im höchsten Maße ungewöhnliche Persönlichkeit sei. Schon werden Stimmen laut, welche ihm den Beinamen des Heiligen geben; in der ganzen Welt sind Fälle aus seinem Leben bekannt, welche man sich nicht auf gewöhnliche Weise erklären kann. Der Hochwürdige P. Huguet in Lyon hat diese Fälle gesammelt, und wir nehmen am Schlusse unseres Buches nur die verbreitetsten und bekanntesten auf, indem wir das Urtheil über sie der Kirche überlassen. Wir wollen lediglich Berichterstatter sein. Wir theilen diese Fälle in zwei Klassen, in auffällige Erscheinungen und Heilungen. Zuerst die Erscheinungen.

Im April 1850, einige Tage vor der Rückkehr des hl. Vaters aus Gaeta, besuchte der französische Offizier G—. mit seiner protestantischen Gattin und seinen Kindern den Vatikan und kam auch in die Privatzimmer des Papstes. Die Frau, welche bisher ihrer Confession entschieden angehangen und dem Lieblingswunsche ihres Gemahls, der ehelichen Liebe die Weihe des gemeinsamen Glaubens zu geben, mit Hartnäckigkeit widerstanden hatte, betrachtete alle Gegenstände mit großer Neugierde. Da erblickte sie unter Anderm in der Kapelle des Papstes einen mit rothem Sammt bedeckten Betschemel. „Hier", denkt sie sich, „erfleht das Oberhaupt der großen katholischen Kirche täglich den Segen des Himmels für die Welt. Wie, wenn auch ich kniete und um Glück für mich und

die Meinigen betete!“ Sie kniet nieder und betet, den Kopf in ihre Hände stützend, einige Minuten voll Inbrunst und empfiehlt, wie sie im Widerspruch mit ihrem Bekenntniß schon früher gethan, ihre Kinder der hl. Jungfrau. Nun erhebt sie ihre Augen und sieht über dem Altare eine von blendendem Glanze umgebene Gestalt, welche die beiden Kinder der Betenden an der Hand hält, und vor dem Altare den Papst, nach ihr gewendet...... Betroffen und bewegt durch die gehabte Erscheinung, versicherte sich Frau G. im ersten Augenblick, ob sie ihre Knaben noch an der Seite habe. Ihre große Aufregung läßt Herrn G. für ihre Gesundheit fürchten; sie selbst aber schützt ein kleines Unwohlsein vor, und denkt unausgesetzt an die außerordentliche Erscheinung. Einige Tage nachher, am 12. April, dem Tage des Einzuges Pius' IX., nimmt sie auf einer Tribüne im Lateran Platz. Kaum erblickt sie den hl. Vater, da erkennt sie ihn nach der gehabten Vision. Lebhaft ergriffen durch dieses Zusammentreffen, bleibt sie nicht mehr Herrin ihrer Erregung, da sie über dem Haupte des Papstes in derselben Stellung, wie in der vatikanischen Kapelle das Bild der hl. Jungfrau erblickt. Auch diesmal verbirgt sie ihren Gemüthszustand unter dem Scheine eines Unwohlseins. Da kommt der Tag, wo sie sammt den übrigen Damen der französischen Offiziere vom hl. Vater empfangen wird. Die Damen waren in zwei Reihen aufgestellt, und der hl. Vater schritt zwischen ihnen durch, indem er nach beiden Seiten den hl. Segen ertheilte. Als er zu Frau G. kommt, liebkost er ihre Kinder, befragt sie um ihren Namen und beschenkt jedes mit einem Rosenkranz. Die glückliche Mutter ist außer sich vor Freude. Aber was empfindet sie, als sie abermals über dem erhabenen Oberpriester die Gestalt der Gottesmutter erblickt. Frau G. fühlt sich nun getrieben, den wahren Glauben Jesu Christi anzunehmen. Nach zwei in Thränen durchwachten Nächten offenbart sie ihrem Manne ihr wunderbares Erlebniß, am 17. Mai wird sie in den Schooß der hl. Kirche aufgenommen, und am 17. Mai, an welchem Tage sie auch durch den Cardinal-Vikar gefirmt wurde, tritt sie zum ersten Male mit ihrer Familie zugleich an den Tisch des Herrn und empfängt den Leib Christi. Nachdem der Cardinal sich entfernt, nahm der

Offizier das vom hl. Vater erhaltene Offizierskreuz vom hl Gregor von der Brust und legte es auf den Altar mit den Worten: „Die Gnade, welche mir heute geworden, ist so groß, daß ich mich zur Bezeigung des Dankes zu ohnmächtig fühle. Meine Auszeichnung ist mein kostbarster Besitz; ich lege sie auf den Altar der hl. Jungfrau als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit.“

Ein hervorragender Priester, welcher mit großem Eifer für die Sache des hl. Landes wirkt, bittet in der Abschiedsaudienz vor der Abreise nach demselben den hl. Vater viermal um den heiligen Segen. „Viermal den Segen! Sie sind sehr anspruchsvoll,“ antwortet Pius IX. lächelnd, „ein einziger Segen dürfte Ihnen genügen.“ — „Für mich wohl, aber ich bitte wohl noch einmal um den Segen für Andere.“ — „Ah, da wollen Sie wohl eine Art von Canal oder Telegraph sein? — „Sicher, hl. Vater, geben Sie, denn Sie sind reich.“ Der hl. Vater gewährte ihm den Wunsch, und der Bittsteller reiste ab. Nach längerer Zeit, welche der eifrige Priester dazu verwandte, im Lande, wo Christus das Licht des Glaubens gebracht, mit Preisgebung seines Lebens Juden und Muhamedaner der Kirche zuzuführen, kehrte er wieder nach Rom zurück und wurde vom Papst empfangen. Am Schlusse der Audienz spricht er: Heiliger Vater, erinnern Sie sich noch des mehrfachen Segens, welchen Sie mir im vorigen Jahre ertheilt?“ „Ich dachte nicht mehr daran,“ antwortete Pius IX. „Nun was haben Sie damit gemacht?“ „Ich habe ihn auf die Häupter von vier ungläubigen Wesen gegeben, und ich habe den Trost, Ihnen mittheilen zu können, daß alle vier durch das Thor der hl. Taufe in Ihren Schafstall eingegangen sind. Sehen Sie, hl. Vater, wie fruchtbar Ihr Segen ist.“ Pius IX. lächelte und segnete den wackern Mann nochmals für das hl. Land und für ihn selbst.

„In unsern Reihen,“ so erzählt der päpstliche Soldat Vicomte Poli, „diente ein Protestant, Jecker mit Namen, aus der Gegend von Luzern. Der Mann schlägt sich wie ein Löwe und wird von einer Kugel getroffen, die ihn in einen hoffnungslosen Zustand versetzt. Auf seinem Sterbebette verlangte er den Papst zu sehen. Noch am selben Abende läßt sich der hl. Vater zu dem Verwundeten führen. — „Heiliger Vater,“ lispelt dieser, „ich bin glück-

lich, für Sie gekämpft zu haben." „Dank, mein Sohn," antwortete natürlich der Papst. — „Heiliger Vater, ich bin Protestant!" — „Ich wußte es, mein Sohn." — „Ich werde sterben, ich fühle es, aber ich bin glücklich, weil Sie bei mir sind. Und in Ihrer Gegenwart, hl. Vater, erkläre ich, daß ich in der katholischen Religion zu sterben wünsche." Bei diesen Worten erhob der hl. Vater seine Hände und segnete den Verwundeten, der, nachdem er in die katholische Kirche aufgenommen war, seine Seele Gott übergab."

Von den durch Pius IX. bewirkten Heilungen nehmen wir aus dem Büchlein des P. Huguet folgende Fälle auf.

Die Schwester Maria Cölestina Mischianti im Kloster des hl. Antonius von Padua zu Gubbio, eine fromme, gottergebene Frau, wurde von einer Lähmung befallen, welche sich auf ihren ganzen Körper erstreckte und ihr den Gebrauch der Gliedmaßen unmöglich machte. Die kleinste Bewegung verursachte ihr ungeheure Pein, und sie sah, von den geschicktesten Aerzten aufgegeben, ihrer Auflösung entgegen. Auf Rath einer Mitschwester hält sie eine dreitägige Andacht zur Mutter Gottes und fleht diese an, sie möchte ihr die Gnade der Wiedergenesung schenken durch die Gnade und die Verdienste des hl. Vaters. Am dritten Tage erhebt sich die Kranke von ihrem Stuhle, geht mit der größten Leichtigkeit und kehrt in ihre Zelle zurück, ohne den geringsten Schmerz, ohne Müdigkeit zu empfinden. Die Schwester blieb gesund und lebt noch.

Auf einer seiner Reisen erwartete den hl. Vater eine seit langer Zeit kranke Frau mit dem vollkommenen Zutrauen, daß er sie durch Auflegung der Hände heilen könne. Sie drängte sich zu ihm, fällt auf die Kniee und ruft den Papst, indem sie ihm ihre kleinen Kinder zeigt: „Heiliger Vater, retten Sie diesen Waisen die Mutter, die ohne Ihre Hilfe sterben muß!" — Gerührt erwiederte Pius IX.: „Ich habe nicht die Macht zu befehlen, daß die Krankheit von Ihnen weiche, ich habe aber ein väterliches Herz, um sie zu trösten, und ich kann einen Tropfen von Hoffnung in Ihr Herz träufeln. Mein armes Kind, Gott ist unendlich gut, vielleicht haben Sie Ihn noch nicht mit dem gehörigen Vertrauen angerufen. Flehen Sie zu Ihm durch neun Tage, auch ich will zu Ihm beten, ich hoffe, der Himmel wird unsere Gebete erhören.

Fangen wir gleich an damit." Darauf fing der hl. Vater an zu beten, und die Umstehenden knieeten alle nieder. Als das Gebet beendigt war, entfernte sich die arme Mutter getröstet und gestärkt.

Im Sommer 1866 waren sämmtliche Insassen der Trappisten-Niederlassung zu Tre-Fontane nächst Rom mehr oder weniger am Fieber erkrankt. Mehrere Väter starben, andere waren dem Tode nahe. Da überließ der hl. Vater auf die Fürsprache des Monsignor de Mérode den ehrwürdigen Vätern die Villa Mattei zum Aufenthalte, begab sich am 12. August selbst dahin, segnete und tröstete die Erkrankten. Mit diesem Besuche des hl. Vaters hörte die Heimsuchung sofort auf, das Fieber forderte kein weiteres Opfer, und die Kranken genasen alle.

Ein Priester von Rodez in Frankreich bat während seiner Anwesenheit in Rom den hl. Vater um seinen Segen für eine Barmherzige Schwester und einen 84 Jahre alten Priester, die bereits seit längerer Zeit krank waren. Als der Priester nach Hause zurückkehrte, erfuhr er, die Schwester sei in dem Augenblicke genesen, als der hl. Vater seinen Segen gab, im Zustande des Priesters aber gleichzeitig eine merkliche Besserung eingetreten, welche zu dessen vollständiger Genesung führte.

Das sind, wie gesagt, einige von den vielen Fällen der Heilungen, welche man sich als durch die mittelbare oder unmittelbare Einwirkung des hl. Vaters veranlaßt erzählt. Wir geben sie wieder, wie wir sie gefunden; ein Urtheil darüber maßen wir uns nicht an. Sache der Kirche ist es, das Wort der Entscheidung zu sprechen. Wie diese auch ausfällt, soviel müssen wir zugestehen, daß die Kenntniß von all diesen auffallenden Erscheinungen nicht nur ohne die Einwirkung des hl. Vaters, sondern sogar gegen seinen Willen zur Oeffentlichkeit gelangt ist.

Inhaltsverzeichniß.